

Das neue Werk

EA. 22/3
S. 245 ff

u. FA 22/b
S. 247



HUTTERIAN BRETHERN
ARCHIVES
SPRING VALLEY, PA

Sept

Das neue Werk

/ Ein Dienst am werdenden /

In Gemeinschaft mit Otto Herpel, Normann Körber, Gertrud Ordemann und den Schlichterner freunden herausgegeben von Eberhard Arnold und Heinrich Schultheis.

4. Jahrgang.

September 1922

Nummer 6

Inhalt:

Der reiche Jüngling. Von Erika Küppers	193
Es naht gen den Tag. Von Martin Beuck	195
Aus Geschichte und Zeit.	
Freie Jugend. Von Gerhard Brekowski	202
Eine Quäker-Botschaft.	204
Aussprache.	
Zum Thema Johannes Müller. Von Richard Reichelt	207
Ernüchterung. Von Pfarrer Kübel	231
Eine Stimme zur Wallrother Tagung.	234
War Wallroth ein Begräbnis? Von Normann Körber	238
Romantik oder — ? Von Heinrich Schultheis	242
Das Zeugnis. Von Eberhard Arnold	245
Abschiedsgrüße	247

Bezugs- und Anzeigen-Bedingungen des neuen Werkes.

„Das neue Werk“ erscheint im neuen Jahrgang in zwölf Nummern von zirka je 36—40 Seiten, unter Kreuzband vierteljährlich vom Verlage zum Preise von 24,00 Mark zuzüglich Porto. Auslandspreis 40,00 Mark.

Die Einzelnummer kostet 8 Mark.

Anzeigengebühr: Mark 1.20 für die 50 mm breite Zeile, für die halbe Seite Mark 85,00, für die ganze Seite Mark 160,00.

Neuwerk-Verlag, e. S. m. b. H., Schlichtern und Leipzig.

Postcheckkonto Frankfurt a. M. Nr. 25 850.

Das neue Werk

/ Ein Dienst am werdenden /

Herausgeber Eberhard Arnold und Heinrich Schultheis

Der reiche Jüngling.

Von Erika Küppers.

Die Worte Jesu haben ein seltsames Geschick gehabt. Es ist, als ob die Menschen das ganz Große und Gewaltige nicht ertragen könnten. Darum haben sie nichts eiligeres zu tun, als solche Worte, die wie ein Erdbeben in den trägen Schlendrian unseres Lebens hinein fahren würden, so zu verwässern oder umzudeuten, daß sie unkenntlich werden und unsere Bequemlichkeit nicht mehr stören. So ist es gekommen, daß wir im allgemeinen garnicht mehr wirklich imstande sind, die Worte Jesu noch wirklich zu hören. Wenn es aber mal geschieht, daß ihre ursprüngliche Kraft und Wucht durch die Hüllen, die Professoren, Pfarrer und Lehrer für uns herumgelegt haben, hindurchbricht, — dann müssen wir erschrecken. Zu diesen höchst unbequemen Worten gehört auch die Geschichte vom reichen Jüngling, und wir kennen wohl alle die beruhigenden Erklärungen, die gleich hinzugefügt werden, um nur ja jede tiefergehende Wirkung von vornherein abzuschwächen. Jesus habe das garnicht so gemeint; man könne ruhig seinen Reichtum behalten, solle aber auch andern etwas davon gönnen, — als ob der reiche Jüngling das nicht getan hätte!

Oder: Damals in Palästina seien die Verhältnisse ganz andere gewesen als heute bei uns; unmöglich könne darum für uns diese Forderung gelten. Dafür werden dann viele sehr vernünftige und einleuchtende Gründe angegeben. Und jeder, der vielleicht beim Hören dieser Geschichte eine leise Unruhe verspürt hat, atmet alsbald auf und beruhigt sich wieder.

Aber Gott sei Dank, hat es immer wieder Menschen gegeben, die sich nicht beruhigen ließen, die nicht losgelassen wurden von den Worten: „Verkaufe alles was du hast, und komm und folge mir nach!“

So erging es Franz von Assisi. Der wuchs auf als Sohn eines reichen Kaufmanns. Ungeheuer viel Schönes machte seine Jugend glücklich und reich: eine Fülle geistiger Anregungen, Freude an Musik und frohen Festen, schöne Geselligkeit und alle möglichen Auswirkungen jugendlicher Kraft bei Spiel und ritterlicher Übung. Und bei alldem ist er in der Güte seines Wesens immer darauf bedacht, auch anderen von seinem Glück und Reichtum mitzuteilen. Alle lieben diesen Jüngling. Und ist sein Leben nicht wirklich beneidenswert? Doch da geschieht das

Unglaubliche, daß ihm dies ganze Leben plötzlich nichtig erscheint. Gerade die Geschichte vom reichen Jüngling hat diese Umwandlung bewirkt und ihm blickartig erleuchtet, worauf es eigentlich ankommt. So legt er alles von sich, was seine Jugend so festlich und froh gestaltet hatte. Er will in Wahrheit ein Nachfolger dessen sein, der gesagt hat: „Die Füchse haben ihre Gruben, und die Vögel haben ihre Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, wo er sein Haupt hinlege.“ Nun wird der Wald seine Wohnung, die Erde sein Bett, und die Ärmsten und Verkommensten unter den Menschen werden seine Brüder. Doch da vollzieht sich wiederum etwas Unglaubliches und höchst Wunderbares: gerade diese völlige Armut wird ihm zur Quelle des höchsten Reichtums, gerade in dieser Freiheit und Unbeschwertheit, mit der er von nun an über die Erde geht als der, der nichts besitzt und nichts für sich begehrt, erschließt sich ihm die Schönheit der Welt, wie kaum einem anderen Menschen. Seiner empfänglichen Seele wird jede Blume zum Geschenk und jeder Frühlingmorgen zum Fest. Und die Herrlichkeit der Welt ist ihm auch dort gegenwärtig, wo andere nur Schrecken und Finsternis sehen. Nachdem er einmal auf alle Halbheiten verzichtet und sich für die völlige Hingabe seines Lebens entschieden hat, bricht in seiner Seele ein ungeheurer Reichtum auf, der von seinem Überfluß allen andern mitzuteilen sucht, um auch sie zu dieser herrlichen Freiheit der Kinder Gottes zu führen. Von ihm gelten wie kaum von einem anderen die Worte, mit denen Paulus einmal die Nachfolger Jesu kennzeichnet „als die Armen, aber die doch viele reich machen; als die nichts innehaben und doch alles haben.“

Und so gibt es auch heute Menschen, denen es plötzlich unmöglich wird, die leiblichen und geistigen Güter, mit denen das Schicksal sie gesegnet hat, ruhig zu genießen, während unzählige ihrer Brüder in Not und Gemeinheit verkommen. Es treibt sie in die elendesten Gegenden unserer Großstädte, um dort unter den Ärmsten der Armen zu leben und ihr schweres Los zu teilen: Sie fühlen: es ist unmöglich, diesen Menschen von der Kanzel oder vom Ratheder herab zu predigen; nur wer ganz einer der ihren wird, wer selbst untertaucht in die furchtbare Not ihres Lebens, der hat das Recht, ihnen zu helfen. So nehmen die Nachfolger des heiligen Franz heute das Elend unserer Großstädte und Fabriken auf sich. — Doch wenn wir nun dächten, dies sei der Sinn der Worte Jesu, daß wir alle sie in dieser Weise wörtlich befolgen sollten, dann würden wir uns die Sache wieder zu leicht machen. Niemals ist für Jesus irgend eine äußere Handlung das Entscheidende. Das Eigentümliche seiner Forderungen ist vielmehr dies: sie beziehen sich immer auf die innerste Haltung unserer Seele, und da gelten sie mit rücksichtsloser Unbedingtheit und Schärfe. Aber wie wir sie in unser äußeres Leben umsetzen sollen, dafür gibt er keine allgemeine Richtschnur, dafür muß jeder seine eigene Form finden. Und gerade

das macht die Befolgung seiner Worte so ungeheuer schwer. So suchen wir auch in der Geschichte vom reichen Jüngling vergebens nach einer bestimmten für alle gültigen Antwort auf die Frage: was sollen wir denn nun mit unserm Besitz tun? denn Reichtum oder Armut an sich entscheiden noch gar nichts. Was uns aber diese Geschichte immer wieder in die Seele hämmern will, ist dies: im letzten Grunde gibt es nur ein Entweder-oder, alles oder nichts. Da gilt wirklich mit aller Unerbittlichkeit die Forderung: Gib alles, was du hast; gib dich selbst ganz.

Wenn wir so unser Ohr schärfen, um wieder etwas von dem ursprünglichen Klang der Worte Jesu zu vernehmen, wird nicht gerade dann die Geschichte vom reichen Jüngling zur Geschichte unseres eigenen Lebens? denn was war das eigentlich für ein Mensch? zweifellos war er erfüllt von starker jugendlicher Begeisterung für das Gute und Wahre. Sicher hat er sein Leben nicht verbracht wie jener Reiche, von dem es heißt: er lebte alle Tage herrlich und in Freuden, während der arme Lazarus vor seiner Türe lag. Und Jesus sieht seinen ehrlichen Willen und seine Sehnsucht nach dem Guten und gewinnt ihn lieb, aber darum stellt er ihn gleich vor die höchste Forderung: Gib alles, was du hast! Und der Jüngling erschrickt. Er hatte bisher immer geglaubt, daß er innerlich frei sei von den Gütern dieser Erde, daß er sie nicht für allzu wesentlich halte; denn er kennt doch ewige Güter der Seele, die höher sind als aller Reichtum der Welt. Doch als nun von ihm verlangt wird, wirklich Ernst zu machen und auf alles zu verzichten, da merkt er, daß er es nicht kann.

Traurig geht er fort, traurig über sich selbst, weil er nicht die Kraft hat, das zu tun, was er doch im tiefsten Herzen selbst bejaht. Ist das nicht nur zu oft unsere eigene Geschichte? Wie wird sie enden? Es gibt zwei Möglichkeiten: entweder es gelingt dem Jüngling, die Unruhe, die Jesu Worte in ihm entfacht haben, los zu werden und zu über-täuben — das ist nur möglich um den Preis der Verflachung seiner Seele; oder aber die Worte lassen sich nicht totschiagen, sondern brennen weiter in seinem Herzen, bis er eines Tages den befreienden Entschluß faßt und in der Form, die ihm gemäß ist, die Forderung erfüllt:

Gib alles, was du hast!

Es naht gen den Tag . . .

Von Martin Beut.

„Die Jugendbewegung ist das Fieber, in dem sich die Krisis unserer Kultur als Krankheit auswirkt und zur Heilung drängt.“ Von dieser Feststellung Wilhelm Stählin's geht Otto Herpel in seiner Rede auf dem Schlüchterner Pfingsttreffen aus und macht sie fruchtbar für die Neumerkbewegung durch Gedankenkomplexe, deren Inhalt und Wucht an Kierkegaard und Karl Barth erinnert.

Die Worte sind mir nachgegangen, und der Gedanke drängte sich mir auf: ist nicht der Schluß Otto Herpels — „positive Kritik um der Ehre Gottes willen“ — wiederum eine Selbsttäuschung, herausgeboren aus der Angst vor dem Sterben, aus dem Selbsterhaltungstrieb? Ist nicht die krampfhafteste Steigerung der Negationen, wie sie uns in Karl Barths Gedanken zum Römerbrief entgegentritt, letztlich doch eine Flucht vor der Verneinung des Selbst? Wird nicht der Gedanke der Krisis unserer Kultur feige abgeschüttelt, wenn man in trotziger Hoffnung ihn zum Ausgangspunkt eines Neuanfangs machen will? Diese Fragen mögen vor uns stehen, wenn wir es versuchen, die Zusammenhänge zwischen „Krisis der Kultur“, „Jugendbewegung“ und „Neuem Werden“ zu schauen.

„Untergang des Abendlandes“ war Modeschlagwort damals, als die Vielen sich über das so betitelte Buch Spenglers unterhalten zu müssen glaubten, in den meisten Fällen wohl ohne es zu kennen. Dies Schlagwort aber als solches entsprach und entspricht auch heute einer weitverbreiteten Stimmung unter uns. Man hat den Eindruck, daß Spengler nur das zum Ausdruck bringt, was allen auf der Zunge lag. Wie er selber im Vorwort sagt: „Ein Gedanke von historischer Notwendigkeit . . . ist nur in beschränktem Sinne das Eigentum dessen, dem seine Urheberschaft zuteil wird. Er gehört der ganzen Zeit; er ist im Denken aller unbewußt wirksam, und allein die zufällige private Fassung . . . ist mit ihren Schwächen und Vorzügen das Schicksal — und das Glück eines Einzelnen.“ Es liegt eine müde Resignation über der Menge derer, deren Seelen wund geworden sind durch die Not des letzten Jahrzehnts; und Spengler scheint nur nüchtern und hart festzustellen, was sonst keiner sich recht einzugestehen magt: „Es geht zu Ende. Wir können uns doch nicht gegen dies Schicksal wehren.“ Nicht nur, wer Spenglers Gedankengängen folgt, wenn er in großzügigen Querstrichen durch die Jahrtausende die Parallelen zieht zwischen vergangenen Kulturkreisen und unserer Kultur, sondern auch der unhistorische Beobachter der Jetztzeit gewinnt den Eindruck, daß unsere Kultur am Ende ihrer Schaffensmöglichkeiten steht, daß sie nicht nur in einer Krisis, an einem Tiefpunkt einer Wellenlinie sich befindet, sondern am Endpunkt einer Entwicklung, daß unsere Kultur eigentlich keine Kultur mehr ist, sondern Zivilisation, also unschöpferische erstarrte Kultur, die über kurz oder lang zerbrochen werden muß. Das bedeutet ja nicht, daß wir resigniert die Hände in den Schoß legen sollen. Es warten Aufgaben auf uns, mehr als genug. Aber wir wollen uns nichts vor-täuschen. Soweit wir sehen können, befindet unsere abendländische Kultur sich tatsächlich im Endstadium. Wagen wir es, dies einzugestehen und es mit ganzer Wucht auf uns wirken zu lassen? Wir neigen doch alle dazu, in irgend einer Form diesen Gedanken zu umgehen.

Die einen nutzen die gegenwärtige Stimmung aus, um mit recht vagen Hypothesen und Berechnungen den bevorstehenden Weltuntergang und das nahende Jüngste Gericht zu beweisen. Wenn auch sittlicher Ernst manchen dieser düsteren Gestalten nicht abzusprechen ist, ist doch die Wirkung ihrer Botschaft meist nur ein Nervenkitzel für solche, deren Phantasie über die Gegebenheiten religiöser Erkenntnis hinausgeschweifte. Derjenige, dem die Kultur das Höchste ist, wird eine Weltkatastrophe noch erträglicher finden als die Einsicht, daß wir zu gleicher kultureller Bedeutungslosigkeit verurteilt sein könnten wie ehemalige Kulturvölker, die heute keine Rolle spielen. Doch diejenigen, deren Seele von der Kultur zehrt, werden solche Gedanken und Stimmungen weit von sich weisen. Sie werden lieber sich leiten lassen von der Salonphilosophie einer Weisheitsschule, die geistreich alles Geschehen dem Gedankenschema des Intellektuellen einzuordnen weiß. Wer unter der tiefen geistigen, sittlichen, religiösen Not unsres Volkes leidet, dem kann die Lebensphilosophie eines Kayserling nicht genügen; man hat das Gefühl, daß seine Gefolgschaft auf einem morschen Boden tanzt, tändelnd sich über die Misere des Lebens unterhält. Wem die Not unsres Volkes auf der Seele brennt, der kann nicht lächelnd über Kultur und Zivilisation sich unterhalten, dem legt sich die Erkenntnis der Verfallserscheinungen wie ein Abdruck aufs Herz, und er wehrt sich mit der ganzen Kraft seiner Seele gegen die niederdrückende Untergangsstimmung; wider seine Einsicht wagt er zu hoffen, daß in unserem Volkstum noch Kräfte schlummern, die nur geweckt zu werden brauchen, um neues Leben zu entfachen. Sie gehören zu den Besten unsres Volkes, die da wohl ein offenes Auge haben für den kulturellen und sittlichen Tiefstand und darunter leiden, die aber doch trotzig zu hoffen wagen, daß die Seele unsres Volkstums aus den Schlacken dieser Zeit heraus geläutert hervorgehen und sich in neuen Formen auswirken könne.

Weite Kreise unsrer Jugendbewegung leben von dieser Hoffnung und machen sich mehr oder weniger bestimmte Vorstellungen davon, wie der „Wiederaufbau“ sich gestalten müsse. Ein „neuer Lebensstil“ auf wirtschaftlichem, auf sittlichem, auf religiösem Gebiet steht als Aufgabe vor ihnen, für die sie ihre ganze Kraft und Begeisterung einsetzen. Doch man vermißt eine allen gemeinsame Zielsetzung und ein einheitliches Vorgehen. 1913 gab es eine innerlich einheitliche Jugendbewegung, die da wußte, was sie wollte: nicht nur radikalen Kampf gegen alles Unjugendliche, sondern „aus eigener Bestimmung, vor eigener Verantwortung, mit innerer Wahrhaftigkeit ihr Leben gestalten.“ Die Einheit der Jugendbewegung wurde durch Krieg und Revolution zersplittert. Ihre Geschichte von der Jahrhundertwende bis zum Kriege ist ein Abgeschlossenes; vielleicht hat sie bereits das zur Erfüllung gebracht, was ihre Aufgabe war: die Jugend zur Besinnung auf ihre eigene Verantwortlichkeit zu führen. Jugendbewegung in dem

Sinne von 1913 gibt es heute nicht mehr; sie hat sich selber überflüssig gemacht wie jede revolutionäre Bewegung zu einem Ende kommen muß. Was wir heute Jugendbewegung nennen, ist ein schwer zu beschreibendes Konglomerat, über dessen Ausdehnung die Meinungen sehr geteilt sind je nach den Anforderungen, die man an die Zielsetzung einer Jugendgruppe stellen zu dürfen glaubt. Einige gemeinsame Grundzüge aber werden wir feststellen dürfen, die dem „Jugendlichen“ seinem Wesen nach eignen. Der anfängliche Radikalismus der Jugendbewegung in der Verneinung alles Gegebenen hat sich umgesezt in zielstrebigen Aktivismus, vielfach allerdings in krampfhaftes Tatsucht, oft aber auch in den freudigen Willen zur schaffenden Arbeit. Der Jugendliche läßt sich packen von einer Idee und setzt seine Kraft dafür ein, sie Wirklichkeit werden zu lassen. Wir denken hier nicht an einen vagen Idealismus von Schwärmern. Der wahre Idealismus, wie er der gesunden Jugend eignet, durchdringt die Wirklichkeit, wird stille vor ihr, besinnt sich auf sich selber und auf die Grenzen seiner Kraft. „Vom Ideal kann man nur mit Zittern reden, denn man redet von der ewigen unerbittlichen Wirklichkeit“, sagt Gustav Kochheim einmal. Die Seele des Jugendlichen möchte das Ewige Gestalt werden lassen, möchte das Unendliche fassen. „Der Drang unsrer Jugend“, sagt Natorp, „ist von innerlichst religiöser Art. Religion aber ist seelischer Radikalismus. Sie sucht das letzte Innerseelische und das letzte Überirdische und strebt, beides in eine allerinnigste Einheit zu zwingen.“ Von der Religiosität der Jugend ist schon genugsam geredet worden; sie selber spricht auch reichlich viel davon. Es wird uns deutlich sein, daß die letzten Jahre eine Entwicklungslinie aufweisen von pantheistischer Naturmystik zu prophetischer Offenbarungsreligion: Die Seele will mehr als kosmisches Gefühl, sie will Persönlichkeit Gottes, sie erzittert vor dem Numinosum, vor dem heiligen Gott im Gefühl eigener Schuldhaftigkeit. Die Einheit des heiligen Müßens des inneren Selbst, der Stimme des Gewissens mit dem heiligen Sollen, dem Willen Gottes erscheint als der Sinn des Lebens. Man sucht nach Wegführern, nach Meistern und lauscht den Worten der östlichen Propheten, vor allem auch den Worten Christi. Die Jugend ist nicht deswegen religiös, weil es modern ist, es handelt sich nicht nur um eine „religiöse Welle“, sondern um eine Auswirkung innerster Sehnsucht aufrichtiger Menschenherzen. Jede Botschaft von einem Heiland (sie sei echt oder falsch) findet bei der Jugend „offene Türen“.

Wir wissen, daß wir heute nichts Erschöpfendes über Jugendbewegung sagen können. Aber gemeinsam ist allen bewußt Jugendlichen unter anderem: der Wille zum „Neuen Anfang“ und die Beugung vor der Wirklichkeit der Idee, vor einem verpflichtenden Muß und Soll. Das Wort, welches Friedrich Theodor Vischer von den Deutschen sagt: „Ihre Idealität beruht auf

der Sehnsucht" — dürfen wir besonders auf die Jugendlichen anwenden. Die Sehnsucht nach Reinheit und Wahrhaftigkeit, die der Jugendbewegung von Anfang an eigen war, hat sich gesteigert zu einer unbewußten, z. T. aber auch bewußten unbändigen Sehnsucht nach dem lebendigen Gott. Das ist die Krisis der heutigen Jugendbewegung: sie steht vor der Frage nach dem Absoluten; wagt sie die Antwort auf sich zu nehmen, wie sie kommt, oder weicht sie aus? Der heilige Gott will reden. Hört sie darauf in bangendem Vertrauen, oder lauscht sie noch immer den verführerischen Stimmen der eigenen Brust, dem lockenden Werben fremden Wollens, dem mahnenden Befehl irgend einer Religion? Die Jugendbewegung steht vor der Entscheidung: Religion oder Gott! Es ist ein Entweder=Oder.

Durch die Jugendbewegung soll die franke Kultur gesunden? Eine schwache Hoffnung für solche, die schon früher mit dem Wahlspruch „Wer die Jugend hat, der hat die Zukunft“ die Jugend sowohl wie die Zukunft vergewaltigten. Die Jugendbewegung ist ein Stück der abendländischen Kultur, ein erfreuliches zwar, aber sie unterliegt den gleichen Lebens- und Sterbensbedingungen, denen die gesamte Kultur unterworfen ist. Der Wille zum Leben bäumte sich noch einmal auf gegen die Erstarrung. Und nun ist die große Ratlosigkeit gekommen.

— — — Diese Art der Betrachtung sei eine krankhafte Selbstzerfleischung, wird uns entgegengehalten. Nein, wir wollen den Mut haben, die Dinge zu sehen, wie sie sind. Wenn wir sehen, daß die Kräfte, die vom Griechentum bis zum deutschen Idealismus sich auswirkten, erschöpft sind, und daß die Jugendbewegung als letzte impulsive Reaktion gegen die Erstarrung heute zersplittert und ratlos ist, dann genügt uns nicht mehr der Hinweis: „Es ist auch sonst immer durch Nacht zum Licht gegangen“ oder „Die deutsche Volkskraft ist noch lange nicht erschöpft, sie wird sich wieder durchsetzen.“ Und wenn unser Lebensgefühl sich dagegen aufbäumt, und wenn unsre Seele im deutschen Volkstum wurzelt und von dort starke Impulse empfängt, — und wenn es uns das Herz zerreißt, dies Eingeständnis, daß wir keinen Ausweg mehr sehen, daß unser Lebensmut und unsre Hoffnung immer schwächer werden, dann? „Dann laßt uns essen und trinken, denn morgen sind wir tot“, so die Einen. „Dann müssen wir uns fügen, wir haben getan, was wir konnten und können es nun nicht ändern“, so in fatalistischer Resignation die Andern. Und wir?

Jesus sagt: „Wer Vater oder Mutter mehr liebt denn mich, der ist mein nicht wert.“ Wir dürfen ergänzen: Kultur, Volkstum, Religion, — wem dies mehr wert ist als Jesus, der ist seiner nicht wert. Können wir auf all das verzichten, womit wir unsrer Wesensart nach verknüpft sind, woran wir

mit unserm Denken, Fühlen und Wollen, mit unsrer Seele gefesselt sind? Die Gottesfrage erhebt sich wichtiger vor uns als je vor einem Geschlecht. Denn wir waren geflohen vor Gott und suchten unsre Zuflucht in Kirche und Frömmigkeit, in Kultur und Idealismus und zuletzt — so die Jugendbewegung — in der Religion. Darüber hinaus gibt es nun nichts mehr. „Als religiöser Mensch stellt sich der Mensch Gott gegenüber, nun muß er Gott — gegenüber stehn“ (Karl Barth). In instinktiver Abwehr der Untergangsstimmung, in trotzigem Lebensgefühl stellt sich der Mensch Gott gegenüber — wir finden ihn in der christlichen Kirche, bei den Bodansverehrerern, bei den Anthroposophen —, er will sich messen mit Gott und lüftet den Schleier, der ihn von dem Heiligen trennt; da trifft ihn der Blitz der Erkenntnis. Er steht Gott gegenüber — und ist gerichtet. Das ist die Not unsrer Zeit — wir fühlen es: wir sind von Gott gerichtet, unsre Kultur und unsre Religiosität, alles, was wir sind und haben. Darum geht es zu Ende, weil es sich alles gegen Gott richtete, und weil nun Gott es richtet. Dem möchten wir wieder ausweichen. Welche Feigheit! Wagen wir's nicht, die Konsequenzen unsrer eignen Schuld auf uns zu nehmen? Es ist Gottes Gericht, das jetzt über uns ergeht; es ist so, ob wir es anerkennen oder nicht. Und wer es anerkennt und auf sich nehmen will, der bricht darunter zusammen. — — —

Bei Matthäus heißt es im neunten Kapitel von Jesus: „Da er das Volk sah, jammerte ihn desselben; denn sie waren verschmachtet und zerstreut wie die Schafe, die keinen Hirten haben.“ Ein Bild unsrer Zeit! Und weiter heißt es in einer uns zunächst eigentümlich anmutenden Verknüpfung: „Da sprach er zu seinen Jüngern: Die Ernte ist groß . . .“ Das Volk in die Irre gegangen, und darum die Ernte groß! Jesus sieht jede Krisis im Volks- und Einzelleben als eine Gelegenheit zur Ernte an. Gottes Stimme wurde stets am deutlichsten hörbar in der Zeit der Not. Im Reich Gottes ist noch keine Saat gereift ohne Leid. Wenn wir unser gegenwärtiges Leiden auf uns nehmen, dann kommt Gott in seine Ernte. „Nur nach dem Geheimnis des Leidens kann das Volk sein Geschick deuten und sich religiös darauf einstellen, das in und nach dem Weltkrieg, nicht ohne eigenes Verschulden, hoffnungsloses Leiden erduldet und der ganzen Welt Schmach getragen hat. Es ist schwer, alttestamentliche Texte über den Gang der Welt auszuwählen, ohne daß der Gedanke unwillkürlich auf dieses Volk der Schmerzen gelenkt wird, das Israel gleich ist an Übermut, an unbändiger Energie, an Gemüts-tiefe. Kein Volk hat so in Herz und Musik des Erlösers Leiden wiedergegeben wie das deutsche. . . Man braucht kein Deuterosefaja zu sein, um die Voraussage zu wagen, daß bei dem Volke der Seelentiefe, der Arbeit und der Passionsmusik die Früchte des Leidens, das mit einem

Gottes Meinung lauschenden Gehorsam hingenommen wird, zur Wiedergeburt des Vaterlandes und zum Frommen der Welt reifen werden", so beurteilt der Erzbischof D. Nathan Söderblom die gegenwärtige Krisis. Sein Ausblick in die Zukunft kann uns Mut machen, nur dürfen wir nicht mit diesem Ausblick dem Gedanken des Leidens ausweichen wollen. Das Korn, das zur Ernte reif ist, muß sterben, um dem Leben zu dienen. Nur wenn wir das Leiden wirklich „mit einem Gottes Meinung lauschenden Gehorsam“ hinnehmen, wenn wir innerlich völlig Verzicht leisten auf Kultur, Volkstum und Religion, auf alles, was sich zwischen Gott und uns stellt, dann wird da Raum für Gott. „Eine neue Verkündigung vom Kreuz, vom Wunder des Leidens muß jetzt einsetzen.“ (Söderblom). Das ärgerniserregende Kreuz ist doch immer wieder das Entscheidungsmerkmal. Wir können nicht dran vorübergehen; es ragt ins Leben hinein und weist hin auf den, der das Kreuz auf sich nahm, der durch Sterben zum Leben ging. Auch wir kommen nur durch Sterben zum Leben. Das Kreuz richtet uns und richtet uns auf.

Abendländische Kultur und als letzter glühender Ausdruck ihrer Seele die Jugendbewegung, der wir von ganzem Herzen angehören, — laß fahren dahin! Neues Werden geht durch das Sterben hindurch. Wenn wir aus der Jugendbewegung alles drangeben, was sich zwischen Gott und uns stellt, unsre bewußte Jugendlichkeit, unsre Wahrhaftigkeit, unsre Sehnsucht, unsre Religiosität, dann . . . ja dann ist die Ernte groß, dann kann Gott neues Werden wirken.

Wer Ohren hat zu hören, der höre . . . Es geht ein Aufhorchen durch unser Volk, und unsere Jugend wartet mit verhaltenem Atem auf das neue Werden, das da mit Macht kommen wird. Wir wissen wohl von der Not, der inneren und äußeren, die auf uns allen lastet; das liegt wie ein herber Zug in den erwartungsvollen Gesichtern. Aber die Freude ist stärker als alles Leid, das Leben ist stärker als der Tod. „Ich danke dir, Herr, daß du mich demütigst und hilfst mir“ (Psalm 118, 21); dieser Dank wird zum Jubel derer, die im Chaos den Schöpfer erkennen. Hier und da ist das neue Werden, wir wissen nicht, woher es kommt, es ist da. Die Einzelnen in der Einsamkeit, sie ahnen die große Gemeinschaft, in die sie hineinwachsen. „Unsere christliche Jugend steht unmittelbar vor einer Entdeckung von unberechenbarer Tragweite . . . der Entdeckung der Kirche, jener Kirche, die hinter allen Kirchenbildungen der Geschichte steht, die zwar nur in ihnen zu fassen ist, aber doch niemals ganz von ihnen erfaßt wird“ (so Erich Stange in seinem feinen Büchlein: Übermorgen. Beiträge zu dem Problem „Jugend“, Hamburg 1922.) Mitten in dem Chaos, in dem wir stehen, an dem wir schuldig tragen, baut Gott sein Reich. Und wir dürfen Bürger dieses Reiches sein, — wenn wir als Jugendbewegung und Kulturbewegung sterben wollen.

Aus Geschichte und Zeit

Freie Jugend.

Ein Blick in die Kampffront der christlichen Jugend.

Von Gerhard Brelowski.

Die christliche Jugend lebt äußerlich gesehen in zahllosen kleineren und größeren Gruppen nebeneinander her. „Kräftezersplitterung“ — so möchte man urteilen. — Es muß vielleicht so sein. Aber nichts stärkt mehr zum Kampf — und in einem solchen steht die innerlich lebendige christliche Jugend immer — als ein Blick mitten in die Reihen hinein, mitten in die Front, in der man selbst steht Seite an Seite mit den — „anderen“. Es tut not, daß endlich das Bewußtsein der Zusammengehörigkeit wach werde, das Wissen, das die Augen leuchtender macht und die Herzen höher schlagen läßt: Viel Tausend gehen mit mir den gleichen Weg, dienen mit mir dem größten Herrn.

Paul Le Seur's warme Worte über seine „Freie Jugend“ [in „Der Hochweg“ — ein Monatsblatt für Leben und Wirken, Februar 1922, Verlag Warneck, Berlin] stellen uns mitten in die Kampffront hinein.

Ein C. V. J. M. ist's. Den Namen hat er nicht den Sozialisten entlehnt, sondern eher als diese gebraucht. In einem der übelsten Viertel der Riesengroßstadt Berlin hat er sein Heim aufgeschlagen. Mit einem gemieteten Laden fängt's an, bald reicht ein ganzes Stockwerk nicht mehr aus, ein eigenes Heim entsteht. Manchen Blick tun wir in die Geschichte, in den Aufbau des C. V. J. M., die Schichten, aus denen die „Neuen“ kommen: die einzelnen, die „Rummelbrüder“, die sozialdemokratisch organisierte Jugend. An mancher Sorge und Not, aber auch Freude und Jugendlust läßt uns Paul Le Seur teilhaben. Den richtigen Ton, ob Scherz, ob Ernst, findet er immer. — Aber seine Worte haben Bedeutung über dies Lokale hinaus für alle, die zur christlichen Jugend gehören, für die Führer wie für das Volk, aus dem ja auch Führerschaft werden soll. — Ich will Le Seur selber sprechen lassen:

„Die Wurzeln der christlichen Jugendbewegung liegen tief in der Geschichte. War's nicht ein C. V. J. M. gar wundersamer Art, als Jesus, der Christ, mit seinen Jüngern die hochheilige „große Fahrt“ durch's gelobte Land machte? Oder meint Ihr, die Maler hätten recht, wenn sie die Apostel als alte Männer darstellen? Wie sollte der dreißigjährige Meister wohl darauf gekommen sein, in seine Nachfolge Leute zu rufen,

älter als er selbst? Mag Petrus vielleicht Ausgang der Zwanziger gestanden haben, Johannes, der Jünger, den der Herr lieb hatte, war wohl kaum älter als sechszehn Jahre. Was muß es für eine Lebensgemeinschaft gewesen sein! Mit einer frohen Hochzeit vergleicht sie der Meister einmal, so schön, so überströmend reich war alles, bis — ja bis aus dem überschwänglichen Glücke unsägliches Weh ward — das Weh, aus dem doch uns die Freude quillt ohne gleichen, in alle Zeit und in alle Ewigkeit hinein . . .

Es ist unser Ziel, daß Jesu Königsherrschaft unter den jungen Männern und durch deren Dienst in der Welt Tat werde!

Jung sein heißt, sich noch ganz im Werden fühlen, mit leidenschaftlicher Sehnsucht leuchtendem Ziel nachjagen, durchzittert werden vom Geschehen der Zeit, ganz tief mitempfindend mit den anderen Ringenden. Alt ward die Seele, die keinen Höhenflug mehr kennt.

Das eigentliche Gnadenmittel der christlichen Jugendbewegung ist die Freundschaft! Vielleicht ist das nicht das rechte Wort. Ich stehe in Versuchung, ein neues zu prägen: Freundführerschaft! — Ganz gewiß müssen wir den Gedanken der Führerschaft in unserer Bewegung viel kräftiger herausarbeiten und in starke Tat umsetzen. Aber hier — in diesem Zusammenhange — ist mir das Wort zu groß. Freundführerschaft möchte ich's nennen, wenn Jungmänner, die Freunde Jesu wurden, ihren suchenden Brüdern das Herz froh schenken in reiner selbstloser Liebe. Dann mag Leben entstehen aus Leben!

Die E. B. J. M. bedürfen der Berufsarbeiter! Diese Männer haben eine wundervolle Aufgabe. Sie vor allem sollen der Jugend Führer sein! Das heißt, sie müssen in ihrem Herzen so jung sein, daß es ihnen Bönne ist, sich mit den Jungen zu prügeln; sie müssen in ihrem Willen so rein sein, daß die Jungen nicht anders können als ihnen vertrauen; sie müssen in ihrer Liebe so tief sein, daß die Jungen spüren, wie selbstlos und treu sie ihnen dienen wollen; sie müssen in ihrer Erfahrung und in ihrem Wissen so reif sein, daß die Jungen froh von ihnen lernen; sie müssen so nahe ihrem Herrn leben, daß es der nicht mehr weit ins Allerheiligste hat, der bei ihnen ist . . .

Lebensgemeinschaft wird da, wo man kommt, um den anderen zu dienen; wo man sich treu um die anderen müht und ernst an sich selbst arbeitet; wo man sich mit den anderen zusammen von dem hohen Ziel ergriffen weiß und nun die ganze Kraft einsetzt, daß es erreicht werde; Lebensgemeinschaft heißt, mit sich selbst immer erneut ins Gericht gehen; aus tiefsten Quellen schöpfen, um mit reinem Willen und frohem Können zu dienen; dem Ich sterben, um Liebe zu leben. Sie ist immer neue Tat und Gebet und Opfer.

So denke ich mir den idealen E. B. J. M.: In schlicht behaglichem Vereinshause eine Schar wahrhaft lebendiger Jungchristen, die von der Liebe Christi durchglüht unverrückbar dem hohen Ziele nachjagen und

alles mit der rechten, sonnigen, freien, starken Luft des Reiches Gottes erfüllen. Und nun ein fröhlich Kommen und Gehen von Jungmännern aus allen Lagern der Jugendbewegung, vom Wandervogel und den Jungdeutschen bis zu den Kommunisten — daß sie alle im E. B. J. M. einmal sehen — nicht nur hören — was erlöstes Leben, Königsherrschaft Jesu ist: hochwillkommen zur Mitarbeit, wenn unser letztes Ziel sie ergriff.“ — —

Das sind Gedanken, wertvoll für jede Schar junger Christen. Darüber hinaus gibt Paul Le Seur Ausblicke auf den Ausbau der E. B. J. M., die Tätigkeit der Altmitglieder — Führer sollen sie werden — die Wirkung auf die Gemeinde, den Elternkreis! Und er weist auch hin auf die Aufgaben, die die christliche Jugend gegenüber den anderen hat: der idealistischen wie der sozialdemokratisch-kommunistischen Jugend:

„Aber dazu gibt es eine christliche Jugendbewegung — Gott Lob, nicht nur im E. B. J. M. — auf daß da Tat werde, was jene oft so sehnstuchtsvoll suchen: der neue Mensch und durch ihn die neue Gemeinschaft! Ist unsere Verantwortung nicht groß und adlig?“ — —

Wer Le Seur kennt, der wird angeregt durch diese paar Worte nach dem Ganzen greifen, wer ihn nicht kennt, der tue es erst recht, damit es immer wieder ins Bewußtsein trete:

„Wir stehen im Kampfe Tag und Nacht.“ — —

Die Epistel von der Londoner Jahresversammlung

der religiösen Gesellschaft der Freunde,
welche in den Tagen vom 24. bis 31. des fünften Monats 1922 in
London abgehalten wurde.

An alle Freunde!

Liebe Freunde!

Des Menschen prahlerische Zivilisation wird ihn zermalmen, wenn er nicht beizeiten den Weg des Lebens einschlägt. Wenn er bei der Beherrschung der Naturkräfte seinen persönlichen Vorteil zum Endzweck und seine Mitmenschen zu Mitteln dazu macht, so unterdrückt er sie und vereitelt Gottes Willen zum Frieden. Wenn er aus Furcht, seine Güter zu verlieren, seine erfinderische Fähigkeit dazu verwendet, Kanonen und Giftgase zu vervollkommen, so wird er sicher untergehen.

Zwei Wege liegen vor uns: jener, der zuerst auf das eigene Ich hinlenkt, und derjenige, welcher auf die Einheit mit allen Menschen zielt. Das selbstsüchtige Leben mag der Weg der Entwicklung und Sicherheit zu sein scheinen — indessen sind seine Früchte Furcht und Krieg. Es

enthält in sich die Saat der Zerstörung. Das Leben, welches das Gute für alle sucht, scheint oft unüberlegt und unklug, aber es ist die einzige Hoffnung für die Welt.

Das sehen wir an dem Leben und Tode Jesu Christi. Der Zimmermann von Nazareth gab sich so dem Leben seiner Mitmenschen hin, daß das, was sie verletzte, ihn noch mehr verletzte, und das, was sie erhob, ihn über alles Maß erfreute. Die Mächte der Bigotterie und Selbstsucht nagelten ihn an das Kreuz, aber sie konnten seine Liebe nicht zerstören. (Apostelg. 4, 10).

Das Leben und der Tod Jesu Christi sind durchglüht von der Botschaft, daß, ebenso wie er fühlte und liebte, so auch Gott fühlt und liebt. Er zeigt uns einen Vater, welcher in vollem Maße das Leiden seiner Kinder teilt, sowie daß er durch sie Sieg und Freude bereiten kann. (2. Cor. 5, 19). Jede Qual in dem Todeskampfe des sterbenden russischen Kindes fühlt der Vater wie seine eigene Qual. Christus, unser Herr, wird immer wieder von neuem ans Kreuz genagelt, wenn ein Mann oder eine Frau durch Krieg, Arbeitsmangel, Laster oder Berzweiflung zermalmt oder zerstückelt wird. Er wird von Gram durchbohrt, wenn wir an unserem eigenen Wohlbehagen hängen und uns fürchten, ihm in der Liebe bis in den Tod zu folgen. (Hebr. 6, 6).

So schwer wir auch gefehlt haben, glauben wir doch, daß Gott, so wie Christus ihn offenbart, so ganz in unser aller tägliches Leben eingeht, daß alle eine Familie in ihm werden können. Wir finden ihn tatsächlich in unserem eigenen Herzen, aber wir finden ihn noch weit mehr dann, wenn wir uns in der Stille miteinander vereinen, wo wir uns selbst zu vergessen und seinen Willen zu entdecken suchen.

Die verwirklichte Einheit mit Gott und den Menschen ist die größte aller Kräfte, sie ist das Königreich Gottes im Keim, der Beginn einer Welt von unsagbarer Schönheit und Freude, wo Nöte, Unterdrückung und Schmerz nicht mehr sind.

Gott hat jetzt auf Erden keinen menschlichen Körper außer unseren, und eben diese Körper der Menschen nennt er seinen eigenen.

Christi Geist gewinnt immer wieder Atem im Leben begnadeter Menschen. Jedes wechselnde Zeitalter sieht von neuem Gottes Wort im Fleisch. (W. C. Braithwaite über John Woolman in „Red Letter Days.“)

Kommen wir ihm nun wirklich zu Hilfe, wenn wir ihn Hunger leiden oder arbeitslos sehen? (Matth. 25. 34—35.) Müssen wir nicht schamvoll bekennen, daß wir wieder und wieder an ihm vorübergehen? Sollten wir nicht danach streben, Gott, so wie Jesus ihn fand, in jedem Menschen zu finden, mögen wir ihn einen Engländer, oder einen Russen, Chinesen, Deutschen, Franzosen, einen Drangeman oder Sinn-Feiner, Kommunisten oder Kapitalisten nennen, und müssen wir nicht vor allem

Gott in jenen zu finden trachten, mit denen wir zusammen leben und arbeiten, selbst wenn sie uns ärgern oder verächtlich behandeln.

Wenn wir Gottes Willen zu tun verabsäumen, wie kann dann sein Wille auf Erden überhaupt geschehen? „Ich würde gern“, sagte einer von den Alten, „für die ewige Güte das sein wollen, was die Hand dem Menschen ist“. (Theologica Germanica) Sind wir bereit, Hände und Füße Gottes zu sein? Wenn wir es sind, dann müssen wir auch alles andere hintanstellen, sowohl zuhause, als auch im industriellen Leben oder in unseren internationalen Beziehungen, und müssen ihm folgen, welche Pfade er uns auch führen mag. Sind wir bereit, sofern es nötig ist, um dieser großen Frage willen dem Leid und selbst dem Tod ins Antlitz zu schauen, oder, was vielleicht noch schwerer sein mag, auch neue Ideale anzunehmen, die uns Gott vor Augen führt, welcher Art sie auch sein mögen?

Wir dürfen dem, was Gott durch uns tun kann, keine Grenzen setzen, wenn wir voller Glauben sind. Laßt uns also, so unwürdig auch unsere Vergangenheit sein mag, zusammen ans Werk gehen, in Freudigkeit glaubend, daß Gott tatsächlich durch die Menschen die neue Welt schaffen kann, in welcher alle eins sind in ihm.

Zwei Wege nur liegen vor der Menschheit: Der Weg des Todes und der Weg des Lebens. Sollen wir da nun ausweichen, um die Furcht herrschen und die Menschheit untergehen zu lassen, oder sollen wir, einzeln und gemeinschaftlich, uns selbst gänzlich Gott hingeben, der diese höchste Glückseligkeit für die Menschen will?

Gezeichnet in der Londoner Jahresversammlung
und für dieselbe

Roger Clark,

Clerk.

Wir haben Christi Sinn. Denn das ist das Wichtigste in einer wahren Moral, daß man den Leuten nicht nur den Kopf mit Pflichten warm mache sondern ihnen auch sage, wie sie es angreifen sollen, sonst ambarrassiert man sie zu sehr und macht sie endlich aus Freunden oder allenfalls nur gleichgiltigen Leuten zu Feinden.

Das Grundprinzip ist: Wir haben Christi Sinn.

„Wir haben Christi Sinn“ schließt alles in sich.

Des Christen Herz wird ein König, denn der Geist wohnt ihm im Herzen, regieret seinen Sinn. Wir haben Christi Sinn.

★ Aussprache ★

Zum Thema Johannes Müller.

Von Richard Reichelt.

Könnte man nicht sagen: nicht der ist, von oben gesehen, im Recht, der den Irrtum eines andern sieht, sondern der, der ihn begeht? Zweifellos greift dieser Widerspruch tiefer als die übliche Wahrheit. Denn die Frage kommt der Unendlichkeit näher als jede Antwort. Und kein Grad des Wissens übertrifft die Eingeweihtheit dessen, der die Schwelle der Wahrheit, sein Nichtwissen bekennt.“ —

Als ein guter Freund mir nahelegte, mich zu dem Herpelschen Müller-aufsatz ¹⁾ zu äußern, waren diese Gedankenplitter alles, was ich zu Papier brachte. Was ich noch dazu zu sagen mich gedrungen fühlte, hob sich selbst auf durch die Überlegungen, die in jenen Sätzen sich stammelnd niederschlugen. Hat es wirklich so viel Sinn und Zweck, gegenseitig seine Ansichten zu berichtigen, Irrtümer aufzuklären, Meinungen zu bekämpfen usw.? So viel jedenfalls nicht, als man gewöhnlich meint. Es geht jeder von uns seinen eigenen Unweg und muß sich die Brille, durch die er in die Welt guckt, selbst putzen — seine anfänglichen Erfahrungen durch höhere ergänzen. Ich erinnere mich, daß es besonders die letzte Seite des Herpelschen Aufsatzes war, die mich verstummen ließ. Da war in der oberen Hälfte noch heftigst philosophiert, und daß Johannes Müller der Typ des modernen religiösen Individualismus sei, ergab sich aus dem Wirbel der logischen Rechnung so unabweisbar, wie zwei mal zwei vier ist. Ja, wenn du deiner Sache so sicher bist, dachte ich. Dann kam aber zu allerletzt das energische Halt, das Herpel sich selbst zuruft, als er sich schauernd an dem Abgrund gewahrt: daß er, trotz der eben vollzogenen Hinrichtung des religiösen Individualismus, vielleicht doch selbst ein Opfer der von ihm bekämpften modernen Verirrung geworden sein könne — er, der in seiner Einleitung so deutlich die Tragik von Heilmanns Kampf gegen den religiösen Individualismus darin erkannt hatte, daß jener auf der Plattform, die er beseitigen wolle, selbst stehe, weil nämlich „auch die in seinem Banne sind, die glauben, am lautesten das Banner gegen ihn erheben zu müssen.“ Da dachte ich erleichtert: wer so anschaulich an sich erlebt, wie sich die menschlichen „Wahrheiten“ in den Schwanz beißen, der ist auf gutem Wege. Da schien mir jede Gegenäußerung taktlos und überflüssig — und ich begnügte mich, mit den obigen Sätzen meine Lehre für mich aus jener Kritik zu ziehen.

¹⁾ Siehe Neues Werk 1922, April—Mai Heft.

Man kann sich denken, wie getroffen ich war von dem Gleichklang der Empfindungen, als Marcel Woitschach (im nächsten Heft) in eindringlichen Sätzen von dem Schicksal des Irrtum-Bekämpfens sprach. Schöneres und Lieferes glaubte ich im Neuen Werk noch nicht gelesen zu haben. Mit keinem Worte war von dem die Rede, dessen Namen eine Zeit lang fast allzuviel in jenen Heften erschien, und doch wehte spürbar sein Hauch. Wie ein Symbol des ganzen Neuwerks mutet mich jene Seite aus Woitschachs Feder auch heute noch an: jene strenge, selbststrichterliche Zucht, die über der Aufdeckung von Irrtümern bei andern zum Innehalten zwingt, über die bloßen Negativitäten Schmerz und Scham empfindet und mit aller Liebeskraft hin zum Bruder strebt. Die aus diesem Geiste stammende Aufforderung an den Leserkreis, sich zum Thema Johannes Müller zu äußern, machte mich wieder warm, und ich entschloß mich sofort, trotz schwacher Kräfte das Meinige zu tun und mit dem Versuche, mein Bild Müllers dem von Otto Herpel gezeichneten entgegenzusetzen, eine stille Schuld abzutragen, die ich gegen Johannes Müller wie gegen das Neue Werk auf dem Herzen hatte.

Ich will dabei immer von Herpel ausgehen, um zu zeigen, wie verschieden sich die gleichen Dinge darstellen, je nachdem was für Licht darauf fällt — wobei ich jedem Leser die Frage und Entscheidung nahelege, ob helleres oder dunkleres, grünes oder blaues oder rotes Licht das bessere, wahrere sei.

Mit diesem Nebensatz, der wie jenes Grabbesche Lustspiel zu gleichen Teilen „Scherz, Satire, Ironie und tiefere Bedeutung“ haben soll, bin ich aber schon mitten drin in Herpels Darlegungen (deren strengen wohlgefügtten Aufbau ich gern und freudig zu schätzen weiß.) Mittendrin — und doch zugleich an einer Stelle, deren Erörterung allem andern voranzugehen muß. Es handelt sich dabei um ein Wort in dem Zusammenhange, daß etwas nur eine Hilfe sein könne zur Erkenntnis der richtigen Lösung. (S. 11). Zur Erkenntnis der richtigen Lösung. Hier stutzte ich einen Augenblick, ungewiß, ob ich dies Wort, das so harmlos und selbstverständlich klang, im vollen Ernste nehmen sollte. Aber was ich dann las, hätte mir daran keinen Zweifel gelassen, auch wenn nicht noch ein oder zwei Mal von der richtigen Erkenntnis die Rede gewesen wäre.

Merkt man, worauf ich hinaus will, und haben bei diesen Stellen nicht viele andere auch gestockt? Oder meint man allgemein, daß es eine richtige Erkenntnis der Dinge dieser und jener Welt neben vielen falschen und eine richtige Lösung der Daseins- und Lebensrätsel neben andern unrichtigen gäbe?

Ich kann und mag hier nicht eine ganze Erkenntnistheorie auffahren — nicht zuletzt aus dem Grunde, weil Theorien im Kampf um die letzten Dinge nichts oder so gut wie nichts besagen und seit dem grauen Altertum keine der andern ihr Lebensrecht, ihre Wahrheit endgültig hat streitig machen können. Standpunkt gegen Standpunkt, Recht gegen Recht —

so ist es in diesem Falle der Erkenntnistheorie wie in jedem banalen Einzelfalle des täglichen Lebens. Nun wird man diesen Hinweis auf alltägliche Erfahrung und gesunden Menschenverstand für zu billig und unangemessen halten gegenüber der tiefbohrenden Bucht der Herpelschen Philosophie. Aber dazu ist zu sagen, daß ich den gründlichen Verdacht gegen den durchschnittlichen und deshalb so genannten gesunden Verstand vollkommen theile — und zwar so völlig theile, daß ich ihn am meisten für berechtigt halte, den Verdacht, wenn jener vielgerühmte Verstand ins Philosophieren gerät und gar, wenn er einmal von der richtigen Lösung und Erkenntnis zu fabeln beginnt. Da pflegt dann nämlich der Philosoph im Drange seines Erkenntniswillens regelmäßig all die Bedingtheiten und Begrenztheiten zu übersehen, die der nur-praktische Kopf, meist sehr zum Glücke seines Handelns, nie außer Acht und Rechnung läßt.

Das Eine scheint mir daher dringend geboten, zumal in allen Glaubensangelegenheiten und den Dingen des inneren Lebens: daß jeder mit aller Kraft dem Bahncharakter unserer (und besonders seiner eigenen) Erkenntnis ins Auge blicke, d. h. stets und überall die Relativität, die für das geistige Gebiet nicht nur eine Theorie ist, in Rücksicht ziehe. Das gilt auch für die, die ihre Relativität vor Gott fast zu übertreiben geneigt sind. Herpel selbst fragt sich zum Schluß entsetzt: wenn Gott als der Schöpfer hinter allen seinen Geschöpfen steht, welcher Individualismus, der sich aus subjektiver Freiheit und zwanghaft dem andern Geschöpf, hinter dem Gott doch auch steht, entgegensetzt, dann kein religiöser Individualismus sei. — Das stete Rechnen mit den tausend Relativitäten und Verflochtenheiten bedeutet für unser Erkennen dieselbe Überwindung unserer Ichbeschränktheit, wie für unser Handeln die Abstreifung des naiven Egoismus. Eins wie das andere ist die natürliche oder zur zweiten Natur gewordene Außerung einer über die rohe unbehauene Anfangsstufe hinaus gediehenen Menschlichkeit — und ist, inbezug auf das unendliche Ziel des Menschen „richtiger“ als die andere Haltung, (die dazu die Vorstufe ist), edler, wahrer, heller. Aber die richtige Erkenntnis und Lösung ist ein Fall, den in Verbindung mit menschlichem Urteilen und Können zu erwähnen, in jedem Falle Bahn, Täuschung, Sich-selbst-im-Lichte-Stehten ist.

Was ergibt sich daraus für die vorliegende Kontroverse? Daß Herpel recht hat in der Meinung, Müllers Haltung und Begreifung sei nicht die richtige, daß er aber sich und andere in Nebel hüllt, wenn er nur halbwegs die Möglichkeit an die Wand malt, die richtige Erkenntnis der Wahrheit könnte in diesem oder dem nächsten Jahrhundert einmal gefunden werden. Soweit es Menschen möglich ist, ist sie gefunden, und es handelt sich immer nur darum, daß auch wir in den Strahl ihres Lichts geraten. (Ihr wißt, wen und was ich meine.) Mit andern Worten: nicht von wahr und falsch kann und darf gesprochen werden in allen Fällen, die ihrer Natur nach nicht theoretisch sind, sondern höchstens von

einer, einer höheren oder niedrigeren Daseins- oder Bewußtseinsstufe angepaßten Anschauung — insofern sich in der Bewußtheit, im Grade der geistigen Wahrnehmung und Durchdringung der Welt die Ebene am deutlichsten spiegelt und offenbart, die ein Mensch auf seiner Erdenpilgerfahrt gerade durchwandert.

Welchen Schaden eine Unklarheit oder Unentschiedenheit (in dieser Frage des schweren Verzichts auf die richtige Lösung) rückwirkend haben kann, zeigt sich in Herpels Aufsatz sofort und nicht ohne ein ironisches Schlaglicht. Herpel weiß sich als Wahrheitsucher und hofft, sein Scherflein beizutragen. Das wird ihm kein Mensch streitig machen, ganz vom Inhalte seiner Behauptungen abgesehen. Aber er — und hier macht ihn ein gewisser Dogmatismus starr und überheblich — findet bei Müller eine „Vernachlässigung der Wahrheitsfrage trotz einer gewissen Beunruhigung“ durch sie, und es ist ihm erschütternd, „mit welcher Naivität Müller das Schwergewicht dieser Frage verkennt.“

Ich kann nur sagen, daß ich in der Frage der Naivität anders entscheiden würde. Man weiß, was Kants Tat in der Geschichte des abendländischen Philosophierens ist. Er löste den dogmatischen d. h. ungeprüften Glauben oder Zweifel seiner Vorgänger gegenüber der Leistungsfähigkeit der menschlichen Vernunft (womit er immer unsern „Verstand“ meint) ab durch seine „kritische“ Philosophie, deren Kernstück die Einschränkung unserer wirklichen Erkenntnismöglichkeiten auf die Gebiete der sinnlichen Erfahrung ist — zum Zwecke, damit dem Glauben Platz zu schaffen. Ein ähnlicher Gegensatz wie Kant und seine Vorläufer trennt Herpel und Müller. Das unbedachte Wort von der richtigen Lösung scheint mir ein Beweis ungeprüften Glaubens an die oder irgend eine intellektuelle Lösungsmöglichkeit der Wahrheitsfrage. Mit dieser Einstellung aber gelangt man, wenn nicht die Neuwerk-Gesinnung einen Strich macht, zu einem bildschönen Pharisäismus und zu jenen Abgründen, die schaudern machen. Dies letztere freilich ist etwas äußerst Fruchtbare. Denn grade, wo der Blick ins Unergründliche versinkt, erfährt der Mensch, daß es mit der richtigen Lösung und dem theoretischen Wahrheitserweis ein für allemal nichts ist. Jede menschliche Wahrheit hat ihren Irrtum, wie andererseits jeder Irrtum sein Körnchen Wahrheit. Sie entzieht sich aber jedem festen Zugriff und narret jeden, der sie pachten zu können glaubt.

Was bleibt also übrig für einen, der an jenen Abgründen seines Lebens Jugend verlitte und verstritten hat? Bleibt wirklich anderes als das, was Boitschach sehr richtig „intellektuelle Selbstzerfleischung“ nannte, aufzugeben und die Wahrheitsfrage (mit oder ohne den hierhergehörigen Lessingschen Spruch) zu „vernachlässigen“, wie es Hoffnungsvolleren, Ahnungsloseren scheinen mag — selbst wenn man das Gewicht jener Frage fühlt und auch noch mehr als eine gewisse Beunruhigung durch sie kennt? Kann man auf diesem Wege nicht weiterhin dahin kommen,

überhaupt keine „Antwort“ darauf haben oder geben zu wollen und schließlich sogar das Recht dieser Frage zu bestreiten? — Ich weiß nicht, ob das so stimmt, wie Herpel es von Müller sagt, etwa auch, daß dieser über die Wahrheit seiner Begriffe nicht nachgedacht habe. Aber das andere weiß ich, daß Müllers Haltung in dieser Frage eine der Haupterrungenschaften seines Lebens (für sich wie für andere) ist und ihm den Weg freigemacht hat zu sich selbst. Was sich dahinter verbirgt oder vielmehr darin dokumentiert, ist nichts anderes als die Überwindung aller geistigen Spiegelfechtereien, auf gut Deutsch: des Intellektualismus — bis zu den Grenzen des Möglichen und nicht bloß im Sinne theoretischer Ablehnung.

Wer Näheres über Müllers Wendung vom Wege des begrifflichen Denkens zum Wege des Lebens zu erfahren wünscht, dem empfehle ich die besonders aufschlußreiche „Rückschau“, mit der er 1918 den 20. Band seiner „Grünen Blätter“ eröffnete. Dort ist zu lesen, wie auch er es zuerst versuchte mit der Klärung der brennenden Weltanschauungsfragen auf dem Wege des Wissens und des Glaubens. Aber die mißtrauische Vorsicht vor jeder Art von Einbildung, die ihm nicht nur die Anschauungen und das Wesen des herkömmlichen Glaubens, sondern auch die Vorstellungswelt, die sich lustig auf den Ergebnissen wissenschaftlicher Forschung erhebt, verdächtig machte, trieb ihn immer mehr auf den Weg der Erfahrung. Immer deutlicher wurde ihm, daß das große Problem des Daseins nur auf praktischem Wege gelöst werden könne. Mehr und mehr ging ihm auf, wie unfruchtbar aller begriffliche Wahn ist, was auch sein Gehalt sei, und daß das einzig Wahre und das einzig Gute unausdenkbar ist. Daß allein schöpferische Entfaltung die Keimbahn in uns ruhende Wahrheit offenbaren könne. (Wozu man Boitschachs schönes Wort vergleichen mag, daß wir die erlösende Wahrheit nicht erreichen können durch Abrücken vom Irrtum, sondern daß dieser von uns abrücke, wenn die Wahrheit in uns wird — worüber noch zu reden sein wird.)

Zur Stützung meiner Behauptung von dem überwundenen Intellektualismus könnte ich tausenderlei Wort- und Tatbeweise anführen aus ziemlich eindringlicher und unbefangener Kenntnis von Mann und Werk (ich war in Elmau, zwei unvergeßliche Jahre lang, als Lehrer seiner Kinder sein Hausgenosse). Ich verweise aber statt dessen der Einfachheit halber auf andere Stellen aus dem obengenannten Heft (insbesondere S. 44/6, 53 u. a.), wo die Auseinandersetzung mit Rudolf Steiner, in deren Zusammenhang sie vorkommen, zugleich auch die Grenzen von Müllers Einstellung aufzeigt. — Nicht kann ich Boitschach beistimmen, der Müllers Intellektualismus in seiner „immer wiedergekäuten Terminologie“ erblickt und besonders darin, daß er in Worten und nicht in Gleichnissen spreche. Ja, sollte er die Worte, in denen sich die Richtung seines inneren Fühlens und Wollens begrifflich niedergeschlagen hat, hin und

wieder ändern zur Anregung derer, die aus dem Lesen seiner Schriften einen geistigen Sport machen? Und sollte er das ihm zugesprochene Ausdrucksmittel des Lehrvortrags, das er meistert wie kaum jemand sonst, vertauschen mit einer rein ekstatischen Stammelrei? Nicht-Intellektualismus ist nicht gleichbedeutend mit Mangel an scharfer Denkfähigkeit — nicht das äußere Gewand macht es, sondern die i n n e r e Form des Seins.

Es hätte mir nun viel daran gelegen, meine Meinung, daß der Weg über logische Deduktionen hinweg, den Herpels Ausführungen wählen, nur scheinbar grade, sicher und zwingend ist, einigen seiner Thesen gegenüber zu erhärten. Aber ich möchte dem Leser meine Auseinandersetzung damit ersparen. Zwei hatte ich hier besonders unter die Lupe genommen, erstens die aus dem absoluten Ursprung sich angeblich ergebende absolute „Vernichtung alles Relativen“ und zweitens die trotz der ursprünglichen Korrelation zwischen Gott und Mensch bestehende „Unmöglichkeit, auf Gott hin zu handeln“. Damit mag sich jeder einmal selbst beschäftigen. Mein Resultat dabei war die Einsicht, daß man damit nicht über den üblichen kritischen Eiertanz hinauskäme, und daß man noch eine Schicht tiefer graben muß, um dem Gegensatz Herpel-Müller wirklich auf den Grund zu sehen.

Man muß also die umfassendste und verschwiegenste aller Fragen: Gott und Mensch aufrollen. Wirklich aufrollen: d. h. fern von allem subjektiven Meinen, Wissen und Glauben sie in ihrem welthistorischen Ablauf zu erfassen suchen. Der Gegensatz zwischen Herpel und Müller ist ja wohl darin begründet, daß die beiden von verschiedenen Bewußtseins- oder besser Entwicklungsstufen aus sprechen. Es ist der uralte Kampf zwischen altem und neuem Glauben, um den es geht, der immer da ist und sich nie ausgleichen läßt — in dem man aber eine Partei ergreifen kann, ohne das Recht der andern zu mißachten. —

Eine „Kritik des religiösen Individualismus“ hatte Herpel geben wollen, also jener modernen Glaubenshaltung und -tendenz, die nach Heilmanns und Herpels eigener Meinung den Tod aller Religion bedeutet. Müller ist dabei als der persönliche Typ dieser zweifelhaften Richtung geschildert, ja man möchte fast sagen: gebrandmarkt. Soweit ich ihn kenne, würde er, der sonst von allen Tömen nichts wissen will, sich zu diesem mit ganzem Herzen bekennen, unter der Bedingung nämlich, daß er wirklich den Tod aller heutigen und gestrigen Religion bedeutete und damit die Geburt einer rechten innersten Fühlung und Rückverbindung zwischen dem Menschen und dem Göttlichen in und außer ihm.

Worum handelt es sich? Herpel meint mit Individualismus eine Überbetonung der persönlichen Freiheit des Menschen und ungefähr dasselbe wie promethaischen Trotz: ein feindseliges Sich-dem-Zwang-entgegensetzen, ein „Moment der Empörung gegen ethisches Leben außerhalb des Einzelwesens“, einen Machtanspruch, eine Annäherung. Im Falle der Religion ist der Individualismus für ihn „der Versuch, sich das objektiv

Göttliche aus der Freiheit des sich dem Göttlichen als Eigenwesen entgegensetzenden Subjekts anzueignen" (S. 12). Und diesen Versuch findet er in Müllers Wesen und Werk gemacht.

Vor allem zwei Äußerungen Müllers sind es, auf die er den Vorwurf der prometheischen Anmaßung stützt: 1. daß der Mensch sich für Gott entscheiden müsse und 2. daß sein Glauben auch ein persönliches Ergreifen sein müsse. (S. 17/19). Das nimmt Gott seine Ehre. 3. Müllers Glauben ist zu sehr auf den Zweck eingestellt; denn er verlangt die Entscheidung für Gott, „nicht um des von jeder menschlichen Absicht abgezogenen rein Göttlichen willen, sondern nur um jenes Göttlichen willen, das nur als Vergöttlichung des Menschlichen (persönliches Leben!) Göttliches ist" (S. 20). 4. Bei solcher Zweckbestimmtheit spielt eine Hauptrolle die richtige Technik des Glaubens, und wirklich liefert Müller das Göttliche dem Zugriff individueller menschlicher Freiheit aus. Denn auch die „Fühlung mit der Wirklichkeit" ist nur „ein (durch solche Technik aus der subjektiven Freiheit zu realisierender) Hilfszweck" (S. 21). 5. Die Grundlage aber all dieser Irrtümer ist Müllers Widerstand gegen die Wahrheitsfrage. „Gott hat eben nur seine Wahrheit als formales Objekt des „Erlebnisses", und „das Erlebnis" ist daher nur formale Lebensbewegung (S. 23). 6. Dies alles ist aber ein „Versinken in Standpunkt der Lebensimmanenz", einer paradoxen „immanenten Transzendenz", wobei der Nachdruck auf „immanent" liegt. „Und also redet Müller vom menschlichen Genius als von unserm metaphysischen ursprünglichen Leben, als von unserem göttlichen Kerne. Damit ist aber doch Gott und der Mensch... in eins gesetzt... und somit das Göttliche überhaupt bei dem Willens-Charakter alles „Lebens" nur ein Exponent menschlicher Freiheit." (S. 25).

Das sind die Hauptangriffspunkte Herpels gegen den religiösen Individualismus im allgemeinen und gegen Müller im besonderen. Es würde nicht viel nützen, sich nun gleich auf Einzelplänkelei einzulassen — viel Wichtigeres hat dieser Streit zu lehren. Es handelt sich vor allem darum, hier einen Blickpunkt zu gewinnen, von dem aus der Streit in seiner grundsätzlichen Bedeutung erscheint, darum, die inneren Vorbedingungen, die Grundlagen solcher modernen Einstellung aufzudecken, ihre Folgen und besonders den Gegenwarts- und Zukunftswert solchen neuen Glaubens.

Daß es sich bei Müller um etwas handelt, was diesen Namen verträgt, wird sich vielleicht herausstellen bei Aufrollung jener Frage, von der oben die Rede war.

Muß man weitläufig ausführen, daß die Antworten auf die Frage nach dem Verhältnis von Gott und Mensch immer verschieden ausfallen müssen, weil sich in ihnen die jeweilige Stufe dokumentiert, von der aus ein Mensch, ein Volk, eine Zeit die Welt um sich und in sich erlebt? Jeder wird leicht die unendliche Stufenleiter vor dem inneren Auge haben, von

dem abergläubigsten Götzendienst alter und neuer Zeit bis zu jenen verfeinertsten, vergeistigtsten Formen der Gottesverehrung und des Gottesdienstes, durch die manche Genien des Morgen- und Abendlandes zu sogenannten Klassikern der Religion geworden sind. Daß es hierbei so viele Möglichkeiten wie Persönlichkeiten gibt, bedarf keiner Diskussion und ebenso wenig die Tatsache, daß sich bestimmte Verschiebungen und Entwicklungen des Glaubenslebens in der uns bekannten Geschichte deutlich vollzogen haben und noch vollziehen. Diese Vorstellungen sind fast jedem Menschen geläufig, nicht aber die Folgerungen — es ist ja auch ein gefährliches Wagnis, alle festen Größen der Natur- und Geisteswelt sich auflösen zu sehen in unendliche Vielgestalt und Vereinzelnung, in einen lebendigen Teppich des Lebens.

Es reicht für unsere Zwecke aus, nur an die markantesten Verschiebungen und Unterschiede in den uns bekannteren Religionszusammenhängen zu erinnern: an die jüdische Gesetzesreligion und ihre „Antiquierung“ durch die frohe Botschaft des großen Nazareners, und andererseits an die katholische Kirche und Religion des Mittelalters und ihre „Überwindung“ durch des Wittenbergers Tatgedanken von der „Freiheit eines Christenmenschen“. In beiden Fällen ein zu geschlossener Form und Macht gediehener alter Glaube und ihm gegenüber, feindlich anstürmend mit der Gewalt frühlinglichen Wehens, ein anderer „neuer“ Glaube, geboren aus frischerem Erleben, stärkerem Bezwungensein, bedingungsloserer Hingabe. (Die Frage des Rechts und der Wahrheit bleibt bei solchen geistlichen Naturereignissen wie bei Blitz und Hagel aus dem Spiele. Was da ist, hat sein Recht, aber was nachdrängt und werden will, hat das gleiche Recht, dieselbe Wahrheit und sogar die entsprechendere.) Die Hauptunterschiede liegen offen zutage; sie gipfeln, wenn wir besonders auf das Verhältnis des Menschen zum Göttlichen achten, kurzgesagt in einer größeren Angenähertheit beider. In der alttestamentarischen wie in der katholischen Religiosität ist das Göttliche etwas wesentlich Außer-menschliches; zwischen Gott und Mensch gibt es da keine unmittelbare Verbindung, außer über bestimmte Vermittler hinweg. Eine Priesterkirche ist nötig als die Heilsanstalt, die goldene Brücken baut aus dieser Zeitlichkeit in die Ewigkeit. Und es gibt vielleicht keine großartigere Gesamtleistung des Menschengeschlechts als die römische Papstkirche darstellt, oder vielmehr darstellte, als sie im Mittelalter auf der Höhe ihrer Zeit stand. So fest wie diese Tatsache steht aber auch die andere, daß diese himmelragende Kathedrale seit Luthers Tagen eine Ruine, eine wohlkonservierte Antiquität ist. Sie wird ihre Rolle spielen, solange nur Menschen im Abendlande wohnen als Hüterin einer Glaubens- und Gesetzesorganisation, in deren Bereich eigentlich noch viel mehr Menschen hineingehörten als heute drinnen sind — nämlich alle, die „Kaien“, d. h. in geistig-geistlichen Dingen auf andere als Vermittler angewiesen sind.

Aber seit Jahrhunderten hat ihr Schoß seine eigentlich schöpferische Kraft verloren. Denn ihr letzter großer Sproß war Luther, und der baute ein neues Haus. Er war durchaus, nicht nur seinem äußeren Beruf nach, ein „geistlicher Mensch“ — einer, dem das Ringen um das Ziel des Menschen und der Menschheit sein „Hauptwerk“ war. Und er wies mit kühnem Griff das letztmögliche Ziel allen Menschen — solange nicht die Organisation seiner Gefolgschaft ihn zum Anknüpfen an die Tradition zwang. Der Sinn seines Protestierens und Reformierens aber war, dem seines Ich bewußteren Individuum mit dem erweiterten äußern und innern Horizont, das infolge seiner „Vereinzelnung“ ein selbständigeres Verhältnis hatte zu den Dingen, die unendlich uns umkreisen, sein Recht als Einzelwesen zu verschaffen gegenüber dem, was sich als Vermittlungsstelle zwischen Gott und Mensch eingeschaltet hatte. So deutlich wie 1517 hat es seither keinen Bruch wieder gegeben. Aber das fühlen wir doch alle, daß der Baum des abendländischen Glaubens weiterwächst, daß immer wieder und immer mehr Menschen in lutherische Bahnen hineingerissen werden — während inzwischen der Neut- und Notbau der lutherischen Kirche seinerseits eine Antiquität zu werden begonnen hat für alle, die ihr Schicksal für die menschheitlichen Stoßtrupps an einer der verschiedenen Fronten bestimmt hat. Es vergeht, was Menschen in und aus dem Lutherschen Geiste machten — bestehen aber bleibt der Impuls, der geistige Antrieb, aus dem Luther selbst lebte, und das Ziel, dem er entgegenrang. Aus seinem friedlosen, krampfhaften Ringen im Kloster, aus seinem Leiden unter den Rätseln der sittlichen Weltordnung war ihm ein heiliger Fund gelungen: daß nichts dem Menschen hülf als gewisse geheimnisvolle Vorgänge in seinem Innersten, die ihm als eine erlösende Umwandlung in den Tiefen des eigenen Gemüts spürbar und bewußt werden. Der kirchliche Begriff der Gotteskindschaft wurde ihm in einem ohnegleichen-kezerischen Sinne zur leidhaftigen Erfahrung. Er konnte nicht mehr anders als sich als einen Teil Gottes zu empfinden. In dieser Gewißheit aber bedurfte er nicht mehr der weiten Außenpfade der alten Kirche, konnte er mit seinem Gott im Herzen der ganzen Welt troken. Sein ganzes welthistorisches Wirken, seine unerschütterliche Festigkeit, seine Schrifterklärung beruhen alle durchaus auf jenem Vorgang, durch den er als Mönch einst Gott gefunden hat.

Dieser grundlegenden Erfahrung haben sich im Laufe der Jahrhunderte in unbewußtem Drange immer wieder und immer mehr Menschenkinder angenähert. Und unter welchem Zeichen und Schlachtruf auch die jungen Scharen anzogen und ausziehen: ihr „Trachten nach dem Reiche Gottes“ führt entweder zu jenem Fund der Gottesspur im Eigenleib oder er führt abseits. (Wer sich hier mit Grausen wenden oder mir etwa mit Gogartenschen Waffen entgegentreten möchte, dem sage ich: Abwarten! — und verweise ihn auf dessen dunkles aber verheißungsvolles Wort

vom Greifen nach der Gottestat: auf Seite 11 seines gewichtigen Büchleins „Die religiöse Entscheidung“.)

Ja aber, wie soll man nun die rechten Worte finden für die Wesens- und Begleiterscheinungen jener Religiosität, jenes erlösenden Geschehens, dem im Grunde unser aller Sehnsucht und Unrast gilt — und dessen Vorkämpfer sie alle sind, wie sie sich auch gegeneinander abgrenzen und befehden, Müller und Steiner, George und Keyserling und wie sie alle heißen, die Stimmführer der heutigen Pilgerscharen! Ein Wort, das Otto Herpel aus Müllers Äußerungen über den Glauben zitiert, gibt ungefähr den Grundzug aller an: daß nämlich auf den Vorstellungsinhalt letzten Endes nichts, auf den seelischen Vorgang alles ankomme. In diesem Sinne kann man die verschiedenen Ausdrucksweisen und Zielsetzungen aller Führerpersönlichkeiten und geistigen Bewegungen alter und neuer Zeit beiseite lassen als das Unwichtigere gegenüber dem seelischen Vorgang und Grunderlebnis, die bei allen dieselben sind. Und zwar handelt es sich immer, mehr oder weniger verhüllt, um einen höchstentwickelten Spürsinn für das Göttlich-Unendliche in allen seinen Offenbarungen und vor allem um sein Gewahrwerden im eigenen Seelen Grunde, um jenes gänzlich unkatholische keizerische Erlebnis, um dessentwillen Jesus ans Kreuz und Eckeharts Bücher auf den Fuder kamen — und ohne das doch alle Buß- und Umkehrungsversuche unfruchtbare Krisen bleiben.

Das hat nichts zu tun mit Übermenschelei, Selbstvergökung oder sonstiger Unreife oder „Modernität“ auf Irr- und Abwegen, sondern ist die Folge des Durchgangs durch das absolute Nichts, durch alle Wüsten und Dasen der Vergangenheit und Gegenwart an ein Neuland uralter Verheißung heran. Dies gründende Ahnen und Erleben hängt aufs engste zusammen mit der sich anbahnenden Erfahrung, was in dem Menschen ist und führt ebenso unvermutet wie unweigerlich hin zu dem, als dessen Hauptwesenszug auch einmal genannt wird, daß er wußte, was in dem Menschen war, und von dem ein seltsam Wort wie verloren zu uns herüberklingt, daß nämlich das Reich Gottes nicht mit äußerlichen Gebärden komme, sondern inwendig im Menschen sei. (Joh. 2, 25; Luf. 17, 20; 1. Kor. 16).

So unvollkommen meine historischen Andeutungen sein mochten, sie werfen doch einiges Licht auf das, was gezeigt werden sollte: daß augenscheinlich kein Reifen einer Einzel- oder Gesamtpersönlichkeit geschieht, ohne daß der Mensch das Göttliche in immer größerer Atempnähe spürt. Man könnte geradezu sagen, daß dies Vertrauterwerden, dies Näherkommen das Kernstück jedes menschlichen Bildungs- und Reifungsprozesses ist. Das heißt: je länger je mehr wird der Mensch sich seines Charakters als Geschöpf und Organ einer über, hinter und in ihm treibenden und haltenden, allgegenwärtigen und allmächtigen Gewalt bewußt. Er gewinnt unbewußt immermehr Fühlung mit den Quellen und

Hintergründen des Daseins, und das Rätselwort „Gott“ (dessen sprachliche Verwandtschaft mit unserm heutigen „Gatte“ die wenigsten kennen und zu deuten wissen werden) erwächst aus den anfänglichen allzumenschlichen Vorstellungen zu immer stärkerer Anschaulichkeit und gewisserer Leibhaftigkeit — und nicht minder das Wort eines hohen und fernen Bruders vom „Menschensohn“, mit dessen abnehmendem Verstehen sich die Kluft zweier Jahrtausende allmählich wieder schließt.

Aber wie hängt dies alles nun mit dem Individualismus zusammen? — Mit diesem symbolischen Begriff charakterisiert man eine der „sozialpsychischen“ Entwicklungsstufen im Lebensablauf eines Volks- oder Kulturkreises, wie es Lamprecht in seiner großen Deutschen Geschichte durchgeführt hat (für die Zeit von Luther bis Lessing.) An sich ist dieser Begriff ganz neutral und meint nichts anderes als Freistellung der Persönlichkeit (wirtschaftlich, gesellschaftlich, politisch, geistig) und meint den innern Zusammenhang all der Lebensäußerungen (eines Einzel- oder Gesamtorganismus), die in die Erscheinung treten, wenn der Mensch sich als Individuum, als nicht weiter teilbares Wesen, als selbständiger Organismus innerhalb der unendlichen Welt erfährt. Ihren rechten Sinn hat die Bezeichnung Individualismus als Dominante eines Zeitalters nur in Verbindung und im Gegensatz zu andern, früheren Entwicklungsstufen, wo das Einzelwesen bloß als Glied einer größeren Gruppe sich empfindet und gilt, eines Standes, einer Genossenschaft — gebunden und bevormundet durch deren Gesetze und Konventionen. Niemand wird den Unterschied leugnen, der auf Grund des andern Verhältnisses zum Göttlichen besteht zwischen dem Typus des mittelalterlichen Menschen und dem der Renaissance; niemand wird auch die zunehmende Fallgeschwindigkeit der Kulturentwicklung verkennen in dem Unterschied zwischen diesem und dem neuzeitlichen und gar dem modernen Menschen. Der Sturm und Drang und die Große Revolution waren die Auftakte einer neuen Epoche, deren erfreuliche und unerfreuliche Errungenschaften ausschlaggebend weiterwirken bis zum heutigen Tage: die ständig zunehmende Auflösung aller festen Bindungen, die ins Unangemessene sich steigende Differenzierung und Reizbarkeit, die völlige Freistellung aller inneren Entscheidungen, das ungebundenste Rasen des Intellekts, der Fantasie und der Triebe — daneben aber auch eine unendlich bereicherte Innerlichkeit mit einem Übermaß seelischer Aktivität, ein wahrhaftes Bildungsbedürfnis und ein Streben nach Vollendung der Persönlichkeit im Sinne Goethes. Für alle Menschen, deren Entwicklungsgang auf die Höhe ihrer Zeit geführt hat, (jeder macht in gewissen Abkürzungen die früheren Stadien seines Kulturkreises persönlich durch, um schließlich in dem ihm zugemessenen zu verharren) gilt, was Schiller seinem Karl Moor in den Mund legte: ich bin mein Himmel und meine Hölle. Nichts und niemand kann der ringenden Einzelpersönlichkeit, der mit allem Zwang zunächst auch aller Halt genommen ist, Hilfe und Erlösung brin-

gen. Sie muß sie sich selbst verschaffen, d. h. (wohlgemerkt!) kämpfen und stille harren, bis sich infolge der oder jener Befruchtung die kritischen Vorgänge im Gesamtorganismus vollziehen, deren Abschluß im Bewußtsein als Klarheit und Freiheit aufleuchtend sich spiegelt. Würde sonst so ein Schrei nach gemeinschaftlichem Leben alle jugendlichen Kreise durchhallen, wenn nicht so viele ihre „Vereinzelnung“ leidend spürten und auszugleichen suchten, was das Schicksal ihrer Zeit ihnen auferlegt!

Bei Herpel nun aber ist Individualismus keine neutrale Lassauffassung, sondern ein Aburteil. Er braucht es in dem Sinne, wie der Katholik etwa die Worte Kezerei oder Modernismus. Wie er dazu kommt, ist freilich durchaus erklärlich: er sieht, wie mit erstarrtem Blick, nur das Eine, das Empörerische, das Schreiten vom Wege, die Annäherung, das „Individualistische“ (wofür er richtiger noch „Subjektivisch“ sagen sollte). Das ist sicher vorhanden; es ist die Eine Seite und zwar die notgedrungen-negative, niederreisende, rückgewandte. Alles Neue steht, seit Dlims Zeiten, in gewissem Betracht immer gegen gutes Altes zurück; aber nichts ist echter und rechter geistiger Besitz, wo ein Gegebenes übernommen ist ohne vorherige Einschmelzung, die es gleichsam neu erwirbt. Jede Generation muß von ihrer Lebensebene aus sich den Weg bahnen zu dem ewig alten Quellenbereich der väterlichen und mütterlichen Kräfte. Darf man aber nun dem Halm und der Ahre zürnen, weil zu ihrem Gedeihen das Samenkorn untergehen mußte? Freilich sind sie Neuerer, die „Individualisten“ — wenn auch wenige so sachlich und maßvoll wie Johannes Müller — und es mag sein, daß ihr ständiger Ansturm einmal allem religiösen Betrieb den Tod bringen könnte — aber das würde in keinem andern Sinne erfolgen, als Jesu Leben und Lehren ein entschiedener Bruch war mit allen Formen damaliger durchschnittlicher Religiosität. Ob nicht wie er, so auch die meisten, denen Herpel kritisch zu Leibe will, das Gute nur um des Bessern willen verwerfen? Hat jemand in diesen Dingen eine Wahl? Kann hier einer des andern Richter sein?

Also: der einzige Gegensatz, der Sinn hat, die einzige Alternative kann nur lauten: Kirchenglaube oder religiöser Individualismus. Rechte erfüllende Frömmigkeit ist hier wie da möglich. Zum ersteren gehört nur eine kompaktere Wesensanlage, der es nicht gegeben oder auferlegt ist, die Auseinandersetzung mit den Rätseln dieser und jener Welt (des Unsichtbar-Wirklichen) und die Wiederentdeckung von Jesu Lebensspuren zur innersten Lebensfrage zu machen. Aber wer irgendwie ein „Einzeln“ ist, für den ist es selbst mit der einwandfreisten, gutbürgerlichen Sonntagsfrömmigkeit nicht getan: Für dessen größere Reizempfindlichkeit, geschärfteren Spürsinn und Tiefblick werden alle irdischen Autoritäten und Traditionen zunächst einmal nicht nur belanglos, sondern sogar zu feindlichen Tyrannen, die er um der geahnten höheren Wahrheit (und ihrer persönlichen Erfahrung) willen bekämpfen und verleugnen muß.

Denn dieser religiöse Individualismus ist ein Schicksal, aber kein Ausfluß persönlicher Freiheit oder Willkür; er ist zugleich Grundlage wie Folge eines persönlichen Verhältnisses zu den letzten Dingen. (Es sind freilich nicht gerade alle Weltverbesserer oder die einen Pastor scheel ansehen „Individualisten“ in diesem Sinne.) Es ist das Los dieser letzteren schwergetroffenen Art Mensch, daß sie es — als Suchende — an Solidität der inneren Verfassung, an Wert und Erfreulichkeit der Gesamterscheinung nur dann mit den Andern, Lebenssicheren, Verschöneren aufnehmen können, wenn die Irrungen — Wirrungen des Suchens bis zu einem gewissen Abschluß in aller Unerbittlichkeit durchgeführt und alle Zweifel und Negativitäten im doppelten Wortsinne „aufgehoben“ sind. — Auch die am Wege sterben zu diesem Ziele, können ahnen, daß auf der Höhe seiner Befriedigung, die sich herstellt trotz der Dauergewißheit einer unbeschreiblichen Armut, dem Menschen allmählich alle Idiosynkrasien verfliegen, alle Oberflächen-, Gereiz- und Beschränktheiten der Sinne wie der Seele, daß alle edlen Menschenpflichten ihm selbstverständliche Eigenregung werden; daß in einem merkwürdigen Verstehen des Sinnes alles Negative, ja alles Äußere für ihn wesenlos wird und er „Gott“ in allen seinen Werken findet und verehren kann. Er braucht keine Bindungen und Gesetze mehr aufzulösen, sondern beginnt, sie zu erfüllen: ein seltsam fremdartiger und doch auch vertrauter Zustand und Hochstand des Lebens, der alles in Harmonie vereinigt, was sonst einzeln und in Gegensätzlichkeit die Menschen bedrängt und heßt, Reichtum und Armut, Sättigung und ewigen Hunger und Durst nach „Gerechtigkeit.“

Und ob wohl eine sieg- und glückhafte Neuverfassung menschlichen Daseins, der irgend ein Heilruf der Bergpredigt gelten könnte, anders erreicht wird als auf dem Wege eines in aller Demut und Aufrichtigkeit blind-empörrischen Kampfes? Ich glaube nicht. Denn wie könnte Sieg sein, wo nicht Kampf war?

Wenn es mir gelungen sein sollte anzudeuten, daß es mit dieser Erscheinung „religiöser Individualismus“ noch eine andere Verwandtnis hat als Herpels Kritik vermuten läßt, dann ist der Weg frei, den von Herpel hervorgehobenen Unstimmigkeiten in Müllers Haltung und Lehre ihre positive Seite abzugewinnen.

Zur Verständigung scheint als erstes dringend geboten der Hinweis, daß nicht alles gottlos und unfrohm ist, was auf den ersten Blick so scheint. Immer entsteht dieser Eindruck und Vorwurf dort, wo Regungen alten und neuen Glaubens zusammenstoßen und man beiderseits leicht jenen bekannten und doch so sinnlosen, pharisäischen Unterton einfließen läßt. Es gilt doch einfach dies, daß jeder aufrichtige Ernst Recht, sein Recht hat, unverbitterlich. Wenn ich hier für Müller eintrete und seine Art und Bedeutungen zu belichten suche, so ist es nicht, weil ich ihm (gegenüber Herpel) das größere Recht, die tiefere

Frömmigkeit zuerkennen möchte, sondern aus der Gleichempfindung und Gewißheit heraus, daß sein Glauben und Begreifen einer anderen — ich will nicht sagen: höheren Stufe der Selbstverwirklichung, aber geschichtlich späteren und in gewissem Sinne also gereifteren und jedenfalls aufgeschlosseneren Geistigkeit entspringt, einer Geistes- und Seelenverfassung, die trotz mancher archaisierenden Gewandung jede frühere oder spätere Möglichkeit mit umschließt und eine Anbetung im Geiste und in der Wahrheit darstellt in einer nur selten erreichten Unbefangenen und Vollkommenheit: ein reiner Glücks- und Gnadenfall. Meist sind ja die „Diener am Werdenden“ durch ihren außerordentlichen Auftrag zu extremer Einseitigkeit verurteilt — man denke nur an Nietzsche oder Tolstoi. Ihre Predigt hat ihren Tiefgang und ihre Wirkung dadurch, daß sie einen Teil der Wahrheit auf Kosten eines andern Teiles unterstrichen und ins Licht rückten. Müller dagegen ist ungewöhnlich „rund“, hat den gleichen Blick, die gleiche Potenz für die Dinge dieser wie jener Welt — und wie die Erscheinungen jener beiden großen Gestalten das stärkste Bildungserlebnis seiner jungen Jahre waren, so könnte man wohl bei ihm (zum Zwecke andeutender Charakterisierung) von einer menschengewordenen Synthese Nietzsche-Tolstoi'schen Geistes reden (wiewohl er solche historische Kunststückchen wahrscheinlich dankend ablehnen würde im Bewußtsein, daß es bei ihm keine lineare Durchentwicklung durch verschiedene geistige Reiche gegeben habe, sondern nur eine Entfaltung dessen, was in ihm ursprünglich angelegt war.)

Aber halten wir uns an die oben schon angeführten Ein- und Vorwürfe Herpels — das wird in diesem Zusammenhange der beste Weg sein, Boitschachs Wunsch nach Darstellung der Müllerschen „Positivitäten“ zu erfüllen.

Das erste Fragezeichen setzt Herpel hinter Müllers Wort, „daß der Mensch sich radikal für Gott entscheiden müsse.“ Er wittert dahinter einen kleinen Prometheus, der ausnahmsweise auch einmal freundliche Saiten aufzieht — sieht aber eine Verlehnung der ganzen Sachlage. Wie stehts damit? Jenes Wort hat einen Oberflächen- und einen Hintersinn, und da auf Müller durchaus das zutrifft, was Herpel einmal als Kennzeichen echter Pietas anführt, daß er „das Heil seiner Seele als Gottes „Absicht“ glaubt, aber dabei ganz in Gottes Erwählung beschlossen weiß“ — so ist die tiefere Meinung jenes Gelegenheitsrates doch die: Das Erste und Beste, was der Mensch sich angelegen sein lassen kann, ist, sich immer und überall wach und offen zu halten für Gottes Wink und Willen und besonders: auf keinem Standpunkt — und sei es selbst der christliche — festzufahren. Das Ewig-Seiende erfassen wir nur im Ewig-Werdenden; deshalb gibt es für einen, der Gott alle Ehre geben will, kein Beharren und Behaupten, sondern nur ein schmerzlich-freudiges Stirb und Werde, eine ständige Preisgabe des

Guten um des Besseren willen. Und wenn dich einer schlägt auf deine linke Wange — so ist in diesem Sinne die einzige Folgerung: so stelle dich nicht auf den Standpunkt deines Rechtes der Wiedervergeltung, sondern — entscheide dich radikal für Gott; laß ihm die „Rache.“ Und so in allen Fällen.

Das zweite Bedenken Herpels richtet sich gegen die Auffassung, daß der Glaube „auch ein persönliches Ergreifen“ sei, und hier scheint es fast keine Brücke des Verständnisses zu geben zwischen den verschiedenen Stadien desselben Neuen Werdens und Wirkens. Ich frage: was ist Glauben für einen Menschen, der ganz ein Kind seiner, unsrer Zeit, d. h. ganz Knecht und Herr aller Vergangenheiten ist, also für den, dessen Werdegang durch alle (in großen, geistigen Gebilden objektivierten) früheren Kulturstufen hindurch — wie man so sagt: auf die Höhe der Zeit geführt hat? (Die damit verbundene „Kompliziertheit“ ist zwar ein ausschlaggebender Faktor, aber nicht im geringsten etwa ein höherer Wert — nur daß der größeren Not und Spannung eines Lebewesens auch die Entfaltung größerer Kräfte entspricht!) — Schon bei Luther spielt kaum noch Außeres in den Glauben hinein; es war für ihn keine zwangmäßige Beugung unter etwas unendlich Fernes, sondern die frischfröhliche kindliche Zuversicht auf die Wahrheit von „Gottes Wort“ und auf die persönliche Erfahrung-gewordene Gnade des „lieben Vaters.“ Und für uns heute ist Glauben auch weniger das übliche „Fürwahrhalten“ (eine Passivität), als eine Sache der Erfahrung des persönlichen Ringens, Bewahr- und Gewißwerdens, eine Stufenfolge mehr oder minder bewußter „Einweihungen“ bis zu einem fast nach Ort und Stunde anzugebenden entscheidenden Punkte, an den wir uns des ganzen jahrelangen Geschehens als eines schöpferischen Vorgangs in den Untergründen unseres Wesens bewußt werden, einer vom innersten Kerne her vollzogenen Neu- oder Durchorganisierung. Eine solche Erfahrung, an die Bergpredigt geknüpft, mit ihrem immer erneuten Aufleben, ist auch die Grundlage von Müllers jezigem Wesen und Wirken.

Dies „Erlebnis“, auf das alles Glauben erst unbewußt hinstrebt und dann sich gründet, ist nicht nur wie Herpel fälschlich meint „intuitive Erkenntnis objektiver Vorgänge“ (S. 14), sondern mehr noch ein objektiver Vorgang selbst, „ein Erbeben unseres Innersten unter einer Berührung, die eine (unsichtbare) Wirklichkeit zu unserer Erfahrung macht.“ Jene Erfahrung (deren natürliche Auswirkung der Glaube ist, den Müller meint), vollzieht sich wie ein Naturereignis, bei dem sich das Menschen-Innere nicht anders verhält wie die Erde, die ein Samenkorn empfängt und nährt. Daß sie das Samenkorn empfängt, kann die Erde wie die Seele durch nichts und garnichts erzwingen; denn der Wind weht, wo er will. Nur gelockert müssen sie sein und sich immer empfänglich offen halten („auch persönlich ergreifen.“)

Daß Herpel den Ausdruck „Naturvorgang“ in dem Zitat (S. 18) kopfschüttelnd mit einem Ausrufezeichen begleitet — irre ich mich, oder ist das nicht doch die Scheu einer gewissen biblisch-theologischen Befangenheit, der die Gnadenakte Gottes nur dann den rechten Eindruck machen, wenn sie nicht irgendwie mit der „Natur“ in Einklang gebracht werden können? Wenn ich einmal vom „neuen Glauben“ sprach, so meinte ich eine Einstellung zur geistigen Wirklichkeit, die ihre Auseinander- und Wieder-Zusammenführung mit den kosmisch-naturkundlichen Tatsachen vollzogen hat — also ihr Wissen und Glauben nicht bloß aus jener altheiligen Offenbarung des Bibelschöpfers schöpft, sondern auch aus der älteren und ebenso heiligen der Natur um und in uns. Denn die wunderbaren Vorgänge in der Natur (und die alleralltäglichsten sind vielleicht die wunderbarsten) machen uns die Rätseldinge unseres inneren Lebens anschaulich und — soweit das möglich ist! — verständlich. Nur seiner Naturvertrautheit, seinem Tiefblick für den Gleichlauf der Vorgänge in allen Lebenszonen verdanken Jesu Gleichnisreden ihre unvergängliche Wahrheit, d. h. die Kraft und Möglichkeit, das Unvergänglich-Wahre im Worte festzuhalten. (Auch das dunkle Wort vom Menschensohn ist nicht etwa nur eine Daniel- oder andere literarische Erinnerung!)

Dies eine ist aber doch klar: daß, wo „Naturvorgänge“ behauptet werden, nicht gleichzeitig menschliche Willkür oder subjektive Freiheit gemeint sein können! Dieser eine Gedankengang schon entzieht der Herpelschen Kritik geradezu ihren Gegenstand. Denn das Erlebnis, in dem der Glaube seinen rechten Grund findet, ist ein Ergriffenwerden, zu dem der Mensch so wenig tun kann wie die Pflanze draußen zu ihrer Befruchtung. Und „die in jeder Lebensbewegung geschehende Entscheidung für Gott“ (S. 18) ist nichts anderes als deren brünstig-demütiges Sich-schmücken und -bereiten; das unruhige Glück im Stehn und Spähu und Warten — mit dem Öl auf der Lampe. Unbegreiflich, wie dies „Gott seine Ehre nehmen“ soll (S. 19), und wie es „seine objektive Offenbarung zu einer bloßen Zufälligkeit mache, die erst durch das subjektive Tun des Menschen auf die Höhe ethischer Bedeutung gehoben wird.“

Herpel und Müller meinen mit dem Worte Glauben etwas ganz Verschiedenes — oder: dasselbe, aber auf verschiedenen Stufen. Herpel kennt und meint besonders den Glauben ante, den ganz Furcht und Zittern und Regieren ist (und daher so lösend und wegbereitend) — Müller aber spricht immer vom Glauben post punctum saliens. Der springende Punkt aber ist — wenn man das Bild verstanden und recht verstehen will — der Fund Gottes (= das Gefundenwerden durch ihn), wodurch sich zwischen dem kleinen vergänglichen Menschen und der unvergänglichen göttlichen Weltallmacht ein Verhältnis begründet wie das der „lieben Kinder zu ihrem lieben

Vater". Zunächst ist die kaum geahnte „höhere Gewalt“ etwas unendlich Fernes, Unheimliches, Fremdes, das „ganz Andere“. Wer das aber überwältigend und verzehrend bis in die letzten Fasern seines Wesens erlebt, d. h. erlitten hat, dem löst sich wohl eines Tages oder eines Nachts gleichsam der Bann vom Herzen, die Binde von den Augen — und siehe, es ist alles neu: ein unbegreiflich hohes Wunder, wie wenn über Nacht eine Knospe zur Blüte sich erschlossen hat. Es ist dasselbe Gebilde noch wie erst, nur auf anderer Stufe seiner Entfaltung. So könnte man auch von einem knospenden und einem erblühten Glauben sprechen. Die Knospe ist ein krampfzig verschlossenes Wesen, innen dunkel, doch voll drängender Kräfte — die Blüte aber hat etwas Entspanntes, mit unvergleichlicher Anmut öffnen sich ihre Blättchen, und die Sonne scheint hell hinein bis auf den Grund. (Friedrich Gogarten erscheint mir in diesem Zusammenhange wie ein sachverständiger Gärtner, der die Blütenknospen, die unter künstlicher Belichtung sich verfrüht zu öffnen drohten, wieder ins Dunkle verweist, daß sie dort bis zu ihrem Tage fragend warten: aus dem tiefen Wissen, daß nur die Blüte volle Schöne und Frucht haben wird, die lange genug als geschlossene Knospe ihre innersten Kräfte bewahrte.) —

3. Es ist immer ein Verdacht, eine Besorgnis bei Herpel wach, die ihn den Sachverhalt verkennen und eine oberflächliche Glückseligkeits-Kurpfuscherei wittern lassen, wo es sich nur um eine größere Unbefangtheit handelt. So z. B. der Vorwurf, daß Müller den Glauben zu sehr auf Zwecke einstelle. Ich will hierauf nur mit zwei Sätzen antworten. 1. Nur ein philosophisch Befangener kann eine Trennung vornehmen zwischen der überwältigenden Empfindung schlechtbinniger Abhängigkeit und Unvollkommenheit — und der daraus naturnotwendig folgenden Handlungsweise. 2. Nur die Jungfrauen werden in dem bekannten Gleichnis Klug genannt und erreichen ihres bräutlichen Wunsches Erfüllung, die nicht nur an das Kommen des Bräutigams glauben, sondern auch ihre Lampen mit Öl versehen. —

4. Was nun die „glaubenstechnischen“ Anweisungen Müllers betrifft, so sind sie doch in allererster Linie Aufforderungen zu selbständigen Lebensversuchen. Um nicht den falschen Verdacht zu erwecken, es könne jemand mit Nachahmungen und Einübungen, mit Rennen und Laufen den Naturvorgang seiner Menschwerdung, das „Erblühen“ seines Glaubens herbeiführen, hat er sich strengstens gehütet, ein geistliches Ererzierreglement zu geben. Er verwirft dies (ebenso wie den Kultus) sogar mehr als nötig. Was er zur Antwort gibt auf die Frage: was sollen wir tun? ist nichts weiter als die Verweisung auf die natürlichen Wachstums- und Reifungsbedingungen. Die uralten Weisheiten bringt er — ohne allen Geheimnisstrahl und auch ohne alle Systematik — „heilig nüchtern“ auf ihren einfachsten Ausdruck. So z. B. das wichtige Kapitel der Konzentration auf die kurze Formel: in jedem Augenblicke mit gan-

zer Seele bei der Sache sein. (Wenn Herpel dies „eine mehr als zweifelhafte Aufforderung“ nennt im Hinblick auf das Peter Barth'sche Schwein, das auch mit ganzer Seele aus dem Troge frisst (S. 22) — so ist darauf zu erwidern: Dem Schwein wird diese seine einzige Konzentration sicher zum Schmerbauch gedeihen; beim Menschen aber gilt jener Rat ebenso sicher erst in zweiter Linie der gesammelten Erfüllung seiner säugetierlichen Funktionen und in allererster Linie jener „Sache“, jenem „Hauptwerk“, durch das ein Wesen in Menschengestalt sich erst in Wahrheit auf die Höhe seiner Gattung ringt.)

Ich kenne sehr wohl auch Äußerungen Müllers, die Herpels Kritik recht zu geben scheinen, als ob er sich und andern leicht mache. Fast regelmäßig, wenn ihm die Nöte und Schwierigkeiten vorgehalten werden, erwidert er, daß doch alles im Leben eigentlich kinderleicht sei. Es gehe ja alles von selbst; man brauche nur zu empfinden, was man lebe und zu leben, was man empfinde. . . Aber ich habe mich nie verleiten lassen, hier oberflächlich Rückschlüsse zu ziehen, weil ich diese Haltung nur zu gut verstehen konnte als Reaktion seines gesammelten, stillmächtigen Wesens gegenüber der unruhigen Ratlosigkeit der Petenten und Patienten. Er weiß freilich den Weg, wie man dazu kommt, zu glauben, d. h. Gott als den Vater zu empfinden und mit jedem Atemzuge zu verehren. Denn er hat ja diesen Weg, soweit er ihm nur beschieden war, selbst zurückgelegt. Deshalb kann er zu andern davon sprechen. Aber das ist doch etwas ganz anderes als „das Göttliche dem Zugriffe individueller menschlicher Freiheit auszuliefern“ (S. 28). Und daß „auch das Allererste des Einbruchs des Objektiven ins Subjektive jenem Zugriff nicht entzogen ist“ (S. 21), stellt sich nach alledem als eine offensichtliche Verkennung dar — ganz zu schweigen von dem Nachsatz: „wenn es auch etwas bedeuten will (bei Müller), die Überwindung des Ich, Liebe und Aufopferung zu Mitteln im Dienste des . . . persönlichen Lebens herabzusetzen und so ethisch zu entwerten.“

So schließt sich Herpels „Beweisring“ nur für ihn selbst; denn „daß unter der objektiven Fühlung des Lebens mit Gott zu allernächst die erste von außen gewirkte intuitive Erkenntnis der göttlichen Objektivität verstanden worden ist“, ist ein Herpelsches Mißverständnis, kein Müllersches Faktum. Diese Erkenntnis (d. h. Fühlung mit Gott) ist nicht ein Hilfszweck, sondern das rechte Glaubensleben selbst. — Auf Johannes Müller möchte ich das Wort vom erblühten Glauben mit vollem Nachdruck bezogen wissen. Denn er hat den Naturvorgang seiner Reifung und Menschwerdung mit ungewöhnlicher Gradlinig- und Eindringlichkeit erfahren kraft seines objektiv gerichteten Geistes und eines Naturinstinktes, der aus dem scheuen und bescheidenen Manne einen genialen Menschen hat werden lassen. So selbstverständlich ist ihm das Glauben als ursprüngliche Empfindung Gottes und als lebendige Fühlung mit der Wirklichkeit, daß er die Bergpredigt dahin deutet, Christus habe mit ihr

vielleicht grade den „Glauben“ von der „Religion“ befreien wollen. Nicht irgend eine religiöse Pflege Gottes, sondern nur jener (erblühte) Glaube ist es, der die Sinnesänderung und Neuverfassung mit sich bringt, mit der alles Heil beginnt. Aber er erklärt es im selben Zusammenhang auch für „religiöse Rede“, daß jeder nur zu glauben brauchte (Bergpredigt S. 63) — „als ob jeder glauben könnte!“ „Denn es handelt sich überall um ursprüngliche Erlebnisse und schöpferische Vorgänge, die man nicht nachempfinden und einüben kann. Mit allen Machenschaften und Anstrengungen bleiben wir im Alten und — gelangen nicht ins Neue; biblisch ausgedrückt: es liegt nicht an jemandes Rennen und Laufen, sondern an Gottes Erbarmen“. (Bergpredigt 70).

5. Und wie steht es nun mit dem Grund all dieser „Irrtümer“, dem Müllerschen Mißachten der Wahrheitsfrage? Wer zu dem Schluß kommt, daß das einzig Wahre und einzig Gute unausdenkbar und unaussprechlich ist, der wird in dieser Frage wohl nicht nur „einige Beunruhigung“ aufgebracht haben. Es ist ja die Frage, um die herum alles strebende Bemühen von Anfang an kreist. Wie nun, wenn es als reine Tollheit erscheint, Gott überhaupt in Frage zu stellen, und sich um ihn zu sorgen, weil er ja von Ewigkeit zu Ewigkeit ist Alles in Allem — wenn sich herausstellt, daß es sich bei allem gar nicht um Gott, sondern um uns Menschen handelt! In ihm leben, weben und sind wir, heißt es in der Sprache der Bibel — handelt sich nicht nun alles darum, daß dies auch im vollen Sinne des Wortes für jeden einzelnen volle Wirklichkeit werde? „Daß sein Reich auch zu uns komme?“ (Welcher „Individualist“ war doch Luther bei der Auslegung der ersten drei Bitten!) Dies Kommen des Reiches, diese Heiligung und Erlösung, die in jedem Falle ein Gnadenakt ist — wie sollte sie ein wacher Mensch schließlich nicht verstehen als einen geistigen Naturvorgang, einen gesegneten „Läuterungs- und Bildungsprozeß“, als Vollendung einer ursprünglichen Anlage, als Aufschwung zu einem wahrhaft organischen Wesen, bei dem das Chaos der Teile endlich sich der geheimnisvollen Gesetzmäßigkeit eines unsichtbaren Mittelpunktes fügt, bei dem alles Tun und Lassen nichts anderes mehr ist, als die Lebensäußerung der unerforschlichen Gewalt, die uns ins Leben stellt und uns des Daseins Kreise durchmessen läßt?

Welch anderes Gesicht zeigen doch alle Fragen, wenn man ihnen ihren vollen Tribut entrichtet hat! Und so wird jeder Wahrheitsucher schließlich gewahr, daß er nichts außer sich findet, was nicht vorher in ihm als unmittelbare Klarheit und unwillkürlicher Drang der Lebensfühlung seines Innersten mit der Wirklichkeit entsprungen ist, und daß jenes einzig Wahre und Gute eine schöpferische Äußerung des geheimen Lebens ist, das in ihm quillt, wie es in allem waltet. Der Zweifel, ob das was wir als innerste Stimme und Triebkraft, als Kantschen „guten Willen“ immer spüren, nun auch wirklich „das seinem Begriffe nach wahrhaft Gött-

liche ist“, wird nur dort nagen, wo im Gotterleben noch intellektuelle Versuchungen (Begriffe) sich einmischen und es einen theoretischen Inhalt hat. In dem Maße, wie Gott uns das A und O alles Lebens geworden ist, werden uns alle Vorstellungen von ihm nebensächlich, gleich wertvoll und gleich wertlos — wird der seelische Vorgang das Einzige, was nottut und Not wendet. Meint das Wort: es sei denn, daß ihr werdet wie die Kinder... etwas anderes als einen entscheidenden seelischen Werdevorgang? Und an nichts als an ihn ist die in jenem Zusammenhang ausgesprochene Verheißung geknüpft. —

6. Ich weiß nicht, ob Herpel nun auch weiterhin von einem „Versinken im Standpunkt der Lebensimmanenz“ sprechen wird. Da er es in seiner Kritik tat, soll auch hier seiner Auffassung die andere entgegengesetzt werden, damit die Sache ihr Licht von beiden Seiten habe.

Von dem, was Simmel in das paradoxe „immanente Transzendenz“ faßt — ich weiß das nur aus Herpels Zitat — also von Gott als dem „Immanent-Transzendenten der Wesen“ spricht Müller nicht nur „wiederholt“, sondern immer: nur daß er es fast stets ohne den philosophischen Hochton sagt. Denn eine philosophische Abstraktion und gar eine „katastrophale Zweideutigkeit und Unsicherheit in bezug auf den Inhalt des Glaubensobjektes“ besteht für ihn durchaus nicht. „Gott“ ist ihm wirklich „Alles in Allem“, nicht bloß auf Grund biblischer Autorität, sondern als gewisste Tatsache einer lebenslangen äußeren und inneren Erfahrung. So ist es sein voller Ernst, wenn er auf die Frage: wo ist Gott? antwortet: da, wo wir sind — und auf die Frage: wo ist das Jenseits?: überall im Diesseits.

Es ist wohl möglich, daß über solchen und ähnlichen Worten mancher Hohepriester sein Gewand zerreißt. Der Gegensatz zweier Welten klappt hier nochmals in aller Tiefe auf — und ist doch nur zu verständlich als das andere Verhältnis, das ein Knospender und ein erblühter Glaube haben muß zur Wirklichkeit und Erscheinungsform des Unsichtbaren, Allgewaltigen. Anbetung im Geist und in der Wahrheit ist aber nur der Glaube, der den großen Vater durch alle seine Werke und Offenbarungen hindurch fühlt und verehrt — im Säuseln des Windes wie im Wandel der Gestirne, in der entfesselten Gier der großen und kleinen Raubtiere wie im schmerzlichen Ringen des Herzens, das auf einem Kreuzeshügel seinen letzten Schlag tat. (Ein Glaube, in dem der „Teufel“ keine Extrarolle mehr spielt.) In konzentrisch ansteigenden Kreisen liegt das Werk des allmächtigen Schöpferwillens vor dem wachsuchenden Blick ausgebreitet; nichts ist, was nicht Atom wäre in dem unvorstellbar ungeheuren Kosmos. Ist da der Schritt zu weit, zu frevelhaft, daß ein ständig durch alle Höhen und Tiefen wallfahrendes Herz schließlich in seinem eigenen Schlag und innersten Triebe auch derselben Allmacht gewahr wird, als deren Auswirkung es alles erfassen muß, was da war, ist und sein wird? Daß es sich ehrfürchtig erkennt und — bei aller Relativität — an erkennt

als Teil des Teils, der anfangs Alles war? Was höchste Überhebung und Anmaßung scheint: die Betonung eines göttlichen Funkens in der vielleicht zwar verschütteten, aber grundsätzlich doch lebendigen Tiefe des menschlichen Wesens, ist das nicht zugleich auch die höchste Demut, insofern man unter Verzicht auf alle Verstandespekulation und -findigkeit sich einfach und ausschließlich auf das gründet, was durch sich selbst gewiß ist als Vorbedingung aller Fragen und Nöte: die Tatsache unserer Existenz und das Wunder des Lebens überhaupt? Ist es ein anderer Grund, welcher gelegt ist und welcher ist: Jesus Christus? Mir würde umgekehrt — wenn ich je die Stufen der Wahrheit außer Acht lassen könnte — das gotteslästerlich erscheinen, daß Menschen die Offenbarung Gottes, die sie selbst (ohne Rücksicht auf ihren Wert oder Unwert) darstellen, gering achten und verleugnen. Das Gegenteil davon heißt ja nicht: sich wichtig tun, sondern nur: sich ernst nehmen — nicht weniger und nicht mehr, als es unsere früher oft zitierte „verdammte Pflicht und Schuldigkeit“ ist.

Kann es einem irdischen Vater empörend erscheinen und die Ehre nehmen, wenn seine Kinder in besonderer Eindringlichkeit sich ihrer Abstammung von ihm bewußt sind und das, was von ihm in ihnen lebt, betonen und heilig halten, pflegen und entfalten? Und was hat denn das Wort „Seele“ für einen Sinn, wenn nicht den des göttlichen Mittelpunktes und der inneren Einheit unseres Wesens, des Wesenskerne's, in dessen unsichtbarer Wirklichkeit das Geheimnis unseres Daseins feimhaft schlummernd vorgebildet ist? Und es ist doch nicht Müller oder sonstwer, der in dieser Weise das Göttliche als Lebensimmanenz anschaulich plaziert im Menschen, sondern der wohlberatene Instinkt aller Zeiten und Völker. Damit ist doch nicht der Mensch zum Gott erhoben, sondern nur seine wahre Stellung (im Bilde der Kindschaft) ausgedrückt und zugleich die daraus entspringende Hauptaufgabe für jeden angedeutet: sich zu seinem väterlichen Teile und Erbe zu bekennen und (wem es beschieden ist) den Spuren Seines liebsten Sohnes nachzugehen. Also: daß Gott und Mensch in eins gesetzt und somit „das Göttliche überhaupt . . . nur ein Exponent menschlicher Freiheit“ sei: von solcher gernegroßer Übermenschelei ist mit keiner Silbe die Rede, und Herpels Kritik trifft vielleicht Jugendsünden und Verirrungen des religiösen Individualismus, aber nicht Müller, der auf seiner Stufe dasselbe darstellt und lebt wie erlauchte und wohlbekannte Herren aus dem alten und neuen Testament auf der ihren. —

Der Vater und der Sohn sind Eines, aber hütet euch, daß ihr nicht den Mittler zum Götzen macht! —

Daß „all das vielberedete Wachstum des göttlichen Lebens im Menschen wirklich das Wachstum von dessen eigenstem persönlichem Leben ist“, diese Ausdrucks- und Auffassungsweise stammt ganz aus dem Geiste dieser Darlegungen. Ich will sie damit beschließen, daß ich den eigentlichen

Begriffsinhalt jenes von Herpel immer in Anführungszeichen gesetzten Wortes „persönliches Leben“ auszubreiten suche. Mit ihm ist in gewissem Sinne das Zentrum von Müllers Sein und Wollen getroffen und namhaft gemacht, und die meisten Mißverständnisse und Einwendungen gegen ihn bestehen wohl nur solange, als jener Ausdruck ein leeres Schlagwort ist.

Je mehr der Mensch zu sich selbst kommt, kommt er zu Gott und Gott zu ihm: dies Paradoxon besteht und gilt nicht nur, quia absurdum est, sondern vor allem auf Grund jener ursprünglichen Korrelation zwischen Gott und Mensch, der das deutsche Wort für das letzte Rätsel seine Entstehung verdankt (s. o. S. 16). Ich möchte sagen, auch wir müssen wissen oder eine Ahnung haben „was in dem Menschen ist“, ehe uns ein Licht aufgeht, was Christus war und wollte. Darum ist für uns, die wir — es sei Gott gedankt oder geklagt — Menschen einer „neuen“, d. h. einer späten Zeit sind, geradezu Alles geknüpft an ein Erlebnis (mit oder ohne „Emotion“), in dem wir unseren tiefsten Punkt finden. „Das Ereignis des Selbsterwachens“ nennt es Müller einmal (Begleiter 123). Das ist dann auch der Augenblick der Gnade, wo es uns wie Schuppen von den Augen fällt, wo sich die rechte „Führung mit Gott“ herstellt oder anbahnt, die keines Dogmas, keines Vorbildes bedarf und jedes Wunsches Erfüllung ist. „Da wird es Licht, und alles Sehnen schweigt“, weil da der Sohn und Heiland auch für uns geboren und es auch für uns einmal Friede auf Erden wird. (Späteren Geschlechtern wird das Geheimnis der Geheimnisse vielleicht einmal in einem 2. Teile der „Kritik der reinen Vernunft“ philosophisch nahegebracht, der sich ganz auf das Christentum stützen müßte, aber weniger als einer historischen denn als einer mystischen Tatsache.) Das Pneuma hagion ist kein Schemen und keine Theorie — so wenig auch meist die damit anzufangen wissen, die den heiligen Geist als Dogma behaupten und glauben. Sein Hauch weht in allen Zeiten und Zonen und kehrt tröstend ein mit seinen Gnadengaben bei allen, die nicht nur guten Willens, sondern auch berufen und nach unerforschlichem Gesetzeswalten mehr oder weniger auserwählt sind.

Aber all das läßt sich nur bezeugen, nicht beweisen und wird deshalb ein Argernis bleiben und ein Zeichen, dem widersprochen werden muß (wie das Kreuz auch) — solange Menschen Menschen sind, oder vielmehr noch nicht ganz Menschen geworden sind. Die „Pflege persönlichen Lebens“ aber ist in der Hauptsache gemeint als das „Trachten nach dem Reiche Gottes“ in Gestalt eines Ringens nach wahrer Menschwerdung, nicht anders wie es die innere Anlage und der Naturtrieb der Knospe oder Blüte ist, sich in der Frucht zu verwirklichen und vollenden. Pflege des Kirchlichen oder des allgemein religiösen Lebens ist dasselbe — auf der Stufe, wo der Mensch noch zum größern Teil in konkreten geistigen Bindungen steht und in dieser Teilhaberschaft sein Ge-

nüge haben kann (wo der Mensch noch nicht zu sich selbst erwacht ist, seiner ganzen Verlorenheit im Weltall und seiner unendlichen Aufgabe). Von jenem Genügen ist aber kaum noch die Rede, wo je einer die Lehren und Verheißungen der Kirche wirklich zur eigenen Angelegenheit sich gemacht hat. Auf diesem Dornenweg gibts dann wohl manches Zurück, aber keine Ruhe mehr, als bis der einsame Gipfelpfad beschriftet ist, der gleichzeitig in die Tiefen des eigenen Selbst (über das liebe Ich hinweg!) wie zum Herzen Gottes führt. Jede Kirche ist die Heils- und Versorgungsanstalt für den Teil der Menschen, die nicht zu diesem Gipfelpfad berufen oder verurteilt sind — und wer recht frei von ihr geworden ist, wird nichts gegen sie haben als stärkste Sympathie.

Nicht mehr Kirche und Christentum sind die entscheidenden Fragen, sondern der Christenmensch, und persönliches Leben meint nichts anderes als die aus einer Wort- zur Tat-sache gewordene Freiheit eines Christenmenschen, die ihn in immer neuem Ringen sowohl zum Herrn wie zum Bruder und Diener aller Dinge macht. Geknüpft ist aber diese Freiheitsmöglichkeit an ein Selbst-Erwachen, eine „Wiedergeburt“, d. h. an die Befreiung unseres innersten, überanimalischen Lebenstriebes und seine immer weitergreifende Entfaltung durch alle Zonen unseres Daseins. Es ist etwas in uns, was Herr werden will über die Maschinerie unserer Leiblichkeit, und was diesen kompliziertesten aller Mechanismen umwandeln will in einen beseelten Organismus, in ein Gebilde, das seinen Schwerpunkt in sich selbst hat und bei dem, wie bei einem Kreise, jedes Teil- und Bruchstück völlig bestimmt ist durch das geheimnisvolle Gesetz des unsichtbaren Mittelpunktes. Mit diesen Gedanken und Bildern reden wir aber nur von dem, was jeder Grashalm auf dem Felde lebt, unbewußt und deshalb vollkommener als wir. All solches pflanzliches oder menschliches Vollendungsstreben sucht aber nicht die eigene Ehre, sondern geschieht wirklich nur ad majorem gloriam. Denn je vollkommener ein Geschöpf ist, umso lauter preist es seinen Schöpfer — sein Schöpfer aber ist der Mensch so wenig wie der Halm draußen. So ergibt sich, soweit es sich aus Worten ergeben kann, daß wirklich das Wachstum und die Vertiefung des menschlich-persönlichen Lebens bis zur vollen Gleichheit verwandt ist mit dem vielberedeten aber selten bereiteten Wachstum des göttlichen Lebens im Menschen — und daß es sich nur für den Blick aus weiter Ferne um fälschliche und verwerfliche Aus- und Ansprüche handelt. Persönliches Leben ist nicht Ichkult, keine Ichdrehe, sondern Überwindung, des theoretischen wie des praktischen Egoismus. Es ist Erfassung seiner leiblich-geistigen Gegebenheit als Umwelt seiner Seele, als Stoff eines inneren Formwillens. Es gründet sich auf ein volles Erfassen dessen, was ist (unsere Vereinzlung und Verlorenheit) und ist der Versuch und der Weg, aus unserer („individualistischen“) Not eine Tugend zu machen, von der Plattform unserer Zeit aus und mit unsern und ihren Mitteln ein persönliches Verhältnis zu gewinnen

zu den letzten Dingen... Wenn ich dafür mit andern Ausdruck sage, es ist „Leben mit Christus und zu Ihm hin“, wird es vielen Neuwirkern plötzlich sehr verständlich und vertraut sein.

Aber was wird bei solchem persönlichen Leben aus dem Christentum, höre ich noch fragen. Ja, könnte man antworten, das ist seine Sache und wird sich herausstellen. Ist Jesus und Christentum dasselbe? Ja und nein. Aber was ist mehr? Hier wird man unbedenklich sagen: Jesus. Müller sagt so und hat die an jene Frage anknüpfenden Gegensätze mit der ihm eigenen Rücksichtslosigkeit aufgezeigt in seinen fünf Vorträgen über das Christusproblem (1912) und auch sonst immer wieder. Selbst in der letzten und im Neuen Werk veröffentlichten Pfingstrede grollt sein Zorn vernehmlich auf wie immer, wo Durchschnittschristentum über Jesu unheimliche Sonnenblitze den Mantel seiner „Liebe“ breiten will. So ehrfürchtig und schöpferisch auch die christlichen Kirchen das Erbe ihres Herrn und Meisters gehütet haben, so fest steht auch dies: daß Jesus ihrer keine gestiftet hat und ihrer keine bejahren würde — und daß der suchende Mensch unserer Tage an einem Punkte seines Lebens einmal wählen muß: Christentum oder Jesus, und ein ander Mal: Jesusnachahmung oder Jesusnachfolge. Denn man kann wortgetreu = tolstoißisch ihn nachahmen und in ihm aufzugehen suchen — oder man kann — ohne moralisches Mißverständnis, im Geist und in der Wahrheit — seine Lebensspuren suchen und versuchen, d. h. in seiner Art leben, ihn gleichsam in sich aufgehen lassen als schöpferisches Ferment. Er war ein Gesalbter und Eingeweihter, und seine Lehre und Nachfolge ist — woher sonst die Auslegungsbemühungen? — eine esoterische Angelegenheit, die zum guten Teil nur durch bestimmte Interpretierungen ein zeitliches Erbe und fruchtbar für alle Menschen geworden ist, um den Preis einer gewissen Vergötzung, weil die Menschheit im ganzen nicht einem Menschen, sondern nur einem Gott glauben kann. So bestehen seit des Johannes Tagen durch alle Jahrhunderte zwei Arten Christentum nebeneinander. Die eine, exoterische Form muß voll durchlebt und durchlitten sein, ehe die allzu menschlichen und die geschichtlichen Trübungen und Verkleidungen weichen, ehe jene Angelegenheit der Entwicklung dessen, „was in dem Menschen ist“, ihren Schwerpunkt aus dem Bereiche des Bewußtseins in das des Wesens verlegt — und in dem Vorgang unserer Lebensentfaltung auch uns die Lösungen und Klarheiten auf- und einleuchten, aus deren aufspeitschender Gewalt Erscheinung und Lehre Christi stammen. Nur da aber ist von näherem Verhältnis oder von persönlichem Leben die Rede. Und was dabei aus dem Christentum wird, das mag sich jeder selbst beantworten: neu wird es wie am ersten Tage, echt, tief, fruchtbar und lebendig.

Die Kirchen aber könnten nichts Besseres tun, als recht viele in die „Wüste“ des persönlichen Lebens zu schicken — dann würden auch heute genug Saulus-Paulus-Wunder geschehen.

„Ernüchterung“.

Unter dieser Überschrift schreibt Pfarrer K ü b e l in dem Frankfurter Gemeindeblatt „Die Gemeinde“:

Nach dem Umsturz haben sich hier und dort in Deutschland kommunistische Siedlungen gebildet, Kreise von jungen Leuten, die in leidenschaftlicher Begeisterung für Menschen- und Völkerverbrüderung eintraten, dem Kapitalismus so gut wie dem Nationalismus und Militarismus den Krieg erklärten und ihre Lebensaufgabe in die wörtliche Befolgung der Bergpredigt verlegten: natürlich so, wie sie die Bergpredigt verstanden. Am bekanntesten ist in Westdeutschland die Siedlung Sannerz bei Schlüchtern und ihr Blatt, „Das neue Werk“, geworden. ¹⁾

Wir haben wiederholt unsrer Freude an dem heiligen Lebensernst dieser Jugend Ausdruck gegeben, aber auch kein Hehl daraus gemacht, daß Blut und Kraft nutzlos vergeudet wird, wenn sich die Gedanken und der Wille über sich selbst nicht klar sind. Wir haben diese Jugend bewundert und bedauert: bewundert wegen der restlosen Reinheit ihres Feuers, und bedauert, weil wir den Augenblick kommen sahen, wo ihr Enthusiasmus der rauhen Wirklichkeit erliegen mußte.

Wie es scheint, ist der Augenblick bereits eingetroffen. Der Schlüchterner Kreis hat vergangene Pfingsten wieder getagt; der Bericht, den Eberhard Arnold — als seinen persönlichen Eindruck — am 25. Juni im „Neuen Werk“ veröffentlicht, macht aus dem Scheitern der ehemaligen Hoffnungen kein Hehl. Wie konnte es auch anders sein? Die „geschlossenen vorstoßende Front“ der Schlüchterner war vormals einig gewesen in dem Kampfruf: vollkommen freie Hand, nach dem Gewissen zu leben; Leben aus dem Unbedingten heraus; ein Müßsen von oben her; immer in Bewegung bleiben; Freiheit von jeder programmatischen Bindung; Freiheit zum Dienst in der Liebe Christi. Aber jeder dieser einzelnen Rufe besagt zugleich alles und doch gar nichts; sobald man näher zusieht, beginnt erst die Not. Ein Teil der übrigen Forderungen enthielt nichts Besonderes. Z. B. das Zeugnis des lebendigen Heilands als des persönlichen Erlösers und als des einzigen Erfüllers aller Menschheitsideale und der Glaube an das kommende Reich der Gerechtigkeit und des Friedens sind doch wahrhaftig nicht bloß in Schlüchtern wirksam! Anderes, z. B. die Forderung der freiwilligen Armut, war in den Augen des geschichtlich Gebildeten von vornherein unerfüllbar. Etliches war auch einfach Phrase.

So kam es denn, wie es kommen mußte. Das Bild, das Eberhard Arnold, der Vater des ganzen Werkes, ²⁾ selbst entwirft, ist in seinen

Die Anmerkungen sind von Otto Herpel.

¹⁾ Das neue Werk war niemals das Blatt der Siedlung Sannerz bei Schlüchtern; es war das Blatt der Neuwerkbewegung, die sich zu keiner Zeit ihrer Existenz mit Sannerz gedeckt hat.

²⁾ Der Vater des ganzen Werkes — wir dächten, nur Oberflächenbeurteilung kann

Farben matt und blaß geworden; noch nicht vier Jahre Bewegung und doch schon Stillstand und Rückschritt! Anfangs war alles einig in der gespannten Erwartung, daß „etwas Neues“ kommen muß, daß die „neue Revolution“ wahrhaftig Neuschöpfung, Eingriff aus einer ganz andern Welt sein mußte. Noch im März 1920 zog eine enthusiastische Gruppe mit einem weißen Handschuh als Symbol der allen gebotenen Friedenshand und zugleich des Fehdehandschuhs gegen alle Ungerechtigkeiten und mit einem darunter an dieselbe Fichtenstange geknüpften roten Taschentuch vom Inselberg durch Schlüchtern und Frankfurt nach Marburg. Noch an Pfingsten 1920 stand über der ersten Schlüchterner Tagung als „kennzeichnende Aufgabe innerhalb der Gemeinde Christi“ die Solidarität mit dem Proletariat, der revolutionäre Wille gegen Mammonismus und Kapitalismus, der ausgesprochene Friedenswille gegen Macht und Gewalt. Aber schon bei dieser Tagung waren die Wasser „wesentlich beruhigt und zusammengefaßt“. Wieder einige Monate später, Herbst 1920, brachen in Marburg die verschiedenartigen Elemente des Schlüchterner Kreises auseinander. An Pfingsten 1921, bei dem zweiten Schlüchterner Treffen, zeigte sich, „wie fraglich der Trennungsstrich zwischen Natur und Kultur anmuten, wie unmöglich es bleiben muß, Geist und Materie von einander zu trennen“; besonders wurde für die Jugendbewegung, im Gegensatz zu dem vorherigen Ueberschwang, die Bindung an die praktische Berufsarbeit, die tägliche Treue im Kleinen gefordert. Und jetzt, nach dem Pfingsttreffen von Ballroth 1922, sieht Eberhard Arnold „vielfach eine Erschlaffung der Protestbewegung, die sich vom Uebergeschichtlichen, vom Unbedingten her der Ungerechtheit, dem Haß und dem Gewaltfamen unter den Menschen entgegengestellt hatte. In Ballroth ist der Protest gegen Krieg und Kapitalismus, gegen die sflavische Unterdrückung der meisten Menschen durch eine Minderzahl anderer Menschen kaum hörbar geworden. Soweit er vereinzelt laut wurde, stieß er nicht überall auf starkes Echo. Der Neuwerk-Aufruf zur Einheitsfront gegen die Uebergriffe bevorzugter Menschengruppen, gegen die Hartherzigkeit der Satten und Reichen, der Ruf der hingebenden Liebe Jesu im Eins-Sein mit der Schuld und Not aller trat diesmal im Vergleich mit den früheren Pfingsttreffen zurück“. Die Erkenntnis dämmert, daß das Eingehen auf den Gewissensruf der Revolution vielleicht ebenso zeitgeschichtlich bestimmt war wie jetzt die Betonung des Bleibenden und Alten. Die Illusion ist endgültig zerstört, als ob die Orientierung von links oder nach links hin allein die Mehrheit hätte. Im „Neuen Werk“ sollen künftighin „auch die Wahrheitsmomente der bürgerlichen Welt, auch die Perspektiven von rechts und nach rechts hin zur Geltung kommen“, und zwar

Eberhard Arnold mit solchen Ehren überhäufen, die er selber ablehnen wird. Wer um die Hintergründe weiß, nennt es anders, ohne Eberhard Arnold in seiner Bedeutung, die er bisher für die Neuwerkbewegung gehabt hat, verkennen zu müssen.

in dem Sinn, daß alles „rechts“ und „links“ unter demselben Gericht und unter derselben Gnade steht. Kurz, „wenn jene Protestbewegung des revolutionären Bergpredigtgeistes mit einem Keil verglichen werden darf, der in ein Hemmnis hineingetrieben wird“, so hat sich inzwischen gezeigt: „der Baum ist nicht zersprengt worden und konnte durch diesen Keil nicht zersprengt werden. Aber der Keil ist herausgesprengt und auseinandergesprengt worden . . . Als vorwärtsgetriebener Keil, als leidenschaftlich fest zusammenhaftende Protestbewegung und unnachgiebige Geistesrevolution ist die Schlüchterner Bewegung — als Ganzes — gestorben und in Wallroth beerdigt worden.“

Glücklicherweise nicht so ganz gestorben, daß auch ihr Geist völlig getödet wäre. Eberhard Arnold bekennt sich in schönen, warmherzigen Worten auch für die Zukunft zu den besonderen Aufgaben seines Kreises. Er hält an der Gemeinschaft mit dem Proletariat, mit den unterdrücktesten und gequältesten Menschen, an dem Ideal einer freien, unter dem Einfluß Gottes stehenden Erziehung und Lebensausrüstung der Jugend, an dem Protest gegen die scheinbaren Vorzüge alles geistigen und wirtschaftlichen Reichthums, an der Sehnsucht nach besigloser Gütergemeinschaft und nach Freiheit von aller menschlichen Autorität und an andern Idealen seines Kreises fest. Aber er ist sich darüber klar geworden: „daß in dem allem, gerade wenn es immer grotesker und schroffer hervortreten muß, nichts Zuständliches, nichts in sich selbst Wertvolles, kurz nichts Absolutes liegen darf. Was uns in diesen Einseitigkeiten vielmehr ans Herz gelegt ist, das ist auch den anderen scheinbar entgegengesetzten Einseitigkeiten ins Herz geschrieben; nur daß es sich dort in anderen Karikaturen ausdrückt.“ Und wiederum: „Alle sollen es wissen, wir lernen alle langsam laufen; wir kriechen und gehen verschieden; aber wir gehören alle zu einer Familie: alle für Einen und Einer für alle. Wir können einander nicht verraten. Wir können nicht Menschengruppen gegen Menschengruppen ausspielen, daß eine gegen die andere recht hätte, sondern im Gegenteil, wir erbitten die Ehrfurcht vor dem letzten Auftrag, vor dem, was jedem in seiner Besonderheit anvertraut ist, daß er — ganz im Relativen — den Dienst tut, der ihm ganz absolut und unmittelbar zukommt.“

Wir freuen uns dieser Klärung von Herzen. Ein Stück weit um unser selbst willen. Unsereins war in der überhasteten Entwicklung der letzten Jahre als verrostet, ungläubig, als das geistlose, sanftlebende Fleisch verschrienen worden: und doch war dies allein unser Verbrechen, daß uns ³⁾ Gott die Nerven ruhig und das Urtheil nüchtern erhalten

³⁾ Wir raten Herrn Pfarrer Kübel, sich ja nicht zu früh zu freuen, denn die Neuwerkbeziehung ist eben nicht gestorben und beerdigt. Es ist ein großer Irrtum, wenn er meint, eine so gänzlich subjektive Beurteilung wie die in Arnolds Worten vorliegende objektiv ausmünzen zu können. Die Wandlung, die sich im Neuwerk-lager vollzogen hat und gerade in den letzten Wochen auch einen vielfach sichtbaren Ausdruck erfahren hat oder in Kürze erfahren wird, hat diese Bewegung sicherlich

hatte. Unsererins war als Verächter der Bergpredigt, als Verleugner Jesu, als ungehorsam gegen den offenbaren Willen Gottes erschienen; und doch hatten wir lediglich daran gezweifelt, ob sich im Schlüchterner und in ähnlichen Kreisen wirklich der Wille Gottes unzweideutig offenbare und hatten uns bei der Nachfolge Jesu, bei aller Beugung unter die Bergpredigt doch zu dem Gott der geschichtlich gewordenen Wirklichkeit bekannt. Auch in Schlüchtern gibt man nunmehr der Wirklichkeit die Ehre! Wir freuen uns darüber dem Teil der Jugend zuliebe, die die Schwarmgeisterei, nach dem Wirrwarr von Krieg und Umsturz, an der Rückkehr zur Arbeit und Ordnung gehindert oder ganz aus ihrer Bahn geworfen hatte; jeder Klarusflug kostet Opfer, der Weg der Leidenschaft, auch der des frommen, eschatologischen Enthusiasmus, führt über Leichen: mancher hochgemute Jüngling hat über der Schwarmerei der Nachkriegszeit seine besten Jahre verloren und mit dem Enthusiasmus auch seinen Idealismus eingebüßt! Wir freuen uns der Klärung auch den Besten des Schlüchterner Kreises selbst zuliebe. Denn die Klärung rechtfertigt unser Vertrauen, daß sich die Jugend, wenn sie in edlem Irrtum befangen ist, von selbst wieder zur Wahrheit und Wirklichkeit zurückfindet.

Eine Stimme für Viele zur Wallrother Tagung.

Aus einem Briefe an Normann Körber.

Ich kannte die Junge Saat, sonst nichts vom Neuwerk, hatte freilich mancherlei in Marburg darüber gehört, z. B. auch daß es stark „verbarthet“ sei.

Doch hatte ich immerhin nicht erwartet, daß es in diesem Maße der Fall sei. (Sie werden verzeihn, wenn ich scheinbar gleich mit Kritik beginne und werden bald fühlen, daß diese mir nicht das Wichtige ist.) Ich glaube, ich darf da im Namen auch anderer sprechen, denen es ähnlich gegangen ist wie mir: wir können diese Art von Gefolgschaft gegenüber Barth nicht recht verstehen. Man hatte zuweilen das Gefühl, als könnten im Neuwerk überhaupt kaum mehr eigene Gedanken gedacht werden, und z. B. das Referat von Otto Herpel, so gut und ernst es an und für sich war, schien vielen und mir, die von Barth und Gogarten etwas gelesen hatten, nur eine Wiederholung in anderen Worten.

Vielleicht hätte mich das nicht so enttäuschend berührt, wenn ich eben nicht als einzige Kundgebung des Neuwerk-Geistes die Junge Saat gekannt hätte. Der Weg von dort aber zu Barth scheint mir ein ungeheurer: Dort unklares, enthusiastisches Ringen und in allem Nebel und durch alle oft recht verschwommenen Worte hindurch fühlbar das stiller und bescheidener, aber eben so sicher auch lebendiger und „für unsererins“ gefährlicher gemacht.

Draußen eines neuen Lebensgefühls, eines tiefen Ergriffenseins; hier klares, allzu logisches Erkennen der völligen Unmöglichkeit des Menschenseins, ein „Gebrochensein“, — um den auf der Tagung so beliebten Ausdruck zu benutzen — das sich fast zu prinzipiell gibt, um noch ganz echt empfunden werden zu können. Ich weiß nicht, ob ich Sie recht verstand, wenn ich glaubte, dies meinten Sie, als Sie von dem Referat von Otto Herpel sagten: „trotz aller Logik und Klarheit stimme eben doch irgend etwas nicht.“

Nein, ich fühle mich nicht fähig, dem was Barth und seine Anhänger sagen, zu widersprechen. Ich persönlich fühle eben, daß hier eine religiöse Wahrheit dialektisch überspannt ist und suche mich durch diesen und jenen Einwurf dagegen zu schützen. Doch mögen diese Einwürfe sehr ungenügend sein, und nicht auf sie lege ich, auch für mich persönlich nicht, Wert.

Aber was nach meiner Meinung geschehen mußte und gerade im Neuwerk selbst, ist die entschiedene Betonung auch eines anderen Glaubensstandpunktes als den von Barth. Denn fragt man sich ernsthaft, was für einen Sinn eine Geistes- und Tatgemeinschaft hat, wie sie Neuwerk doch irgendwie sein will, wenn wirklich dort nur noch Barths Theologie getrieben wird, so weiß ich jedenfalls keine Antwort darauf. Denn bei solcher Betonung der Kluft zwischen Mensch und Gott, des völlig und nur Irdisch- und Falsch-Seins alles Menschenwerks, also auch des Neuwerks, hört die Berechtigung besonderen Werks, besonderer Gemeinschaft auf. Dann steht nur noch der Einzelne in der praktischen Arbeit der Welt dem ganz Anderen, nie Erfassbaren gegenüber, dann entschwindet alle gleichnishafte Tat, Wort, Gemeinschaft, worin das Zeitliche Symbol des Ewigen wird. Die Nacktheit vor Gott wird zur Dürre, die uns auch schon in so erschreckendem Maß in allen Worten und Büchern derer um Barth entgegentritt.

Es ist deshalb, glaube ich, eine Lebensfrage für das Neuwerk, ob es nicht doch noch eine andere Antwort findet auf die Frage, die nach Gogarten das Letzte in der Religion sein soll. Eine Antwort, die vielleicht nicht über dieser, aber neben ihr steht. Pfingsten sind fast nur solche zu Wort gekommen, die mehr oder weniger Otto Herpel zustimmen mußten. Heißt das wirklich, daß alle Menschen und Kreise, die das Neuwerk tragen, nichts anderes zu antworten wußten? Das müssen Sie ja freilich besser wissen, aber mir schien doch, wenn ich uns lebensfrohe Jugend beisammen sah, ehrlicherweise es unmöglich, daß wir alle uns als solche prinzipiell „gebrochenen“ Menschen fühlten. Vielleicht daß um der vielverlangten Einigkeit willen sich andere Stimmen, die die einseitige Voraussetzung des Referats und der Diskussion bereits verneint hatten, nicht recht hervorwagten, vielleicht daß sich die meisten nicht trauten, gegen die allzu scharfe Logik und Dialektik anzugehen, vielleicht daß gerade diejenigen, die noch von einem natur-

hafteren Christentum sind — ein heute freilich fast unmögliches Wort — lieber in Volkstänzen und Gesang und in schlichter Arbeit ihr Innenleben ausströmen lassen als in spitzer Diskussion.

Es ist vielleicht auch ein Irrtum, wenn ich Sie sozusagen während der ganzen Tagung geistig mit Beschlag belegte und als den von mir so sehnlich erwarteten Widerspruch gegen die Einseitigkeit der großen Registen ansah. Jedenfalls schien mir die stete Voranstellung der Einigkeit sehr unfruchtbar, weil ich — irrte ich da wirklich? — aus Ihren und anderen Worten doch einen gewissen Gegensatz herausfühlte gegen Otto Herpel und die Sannerzer, und weil mir gerade in diesem Gegensatz die natürliche Gegenströmung zu liegen schien des seines ewigen Sinnes erfüllten Lebens gegenüber dem großen Nein, das „um der Ehre Gottes willen“ ihm auch diesen Sinn nehmen will.

Welches freilich die Antwort ist, die dieses sinnerfüllte Leben auf die Frage nach seinem Sinn zu geben hat, wissen wir heute noch nicht. Und sind doch, oder sollten es wenigstens sein, auf der Suche nach einer Antwort. Wie Stählin sagte: wir stehen wieder in einer Zeit, die nach dem großen Einreißen und Raumschaffen neue Formen suchen muß, neue Formen und neue Dogmen.

Daß über all diesen Formen wieder das große Fragezeichen steht der Frage Gottes an den Menschen, sollte uns nicht abhalten. Weder die großen Dogmen der alten Christenheit, noch die mittelalterlichen Dome, noch die glühenden Reformationskämpfe sind ja frei von diesem Fragezeichen. Sind sie darum sinnlos? So darf auch unser Leben nicht sinnlos sein in aller seiner Diesseitigkeit, so braucht es auch nicht die Jugendbewegung zu sein.

Es berührte mich immer eigentümlich, wenn ich Pfingsten von so vielen jungen Menschen, die in starkem Maße den Typus des Freideutschen an sich hatten, vom Ende der Jugendbewegung sprechen hörte. Nun wohl, vielleicht vom Ende der Jugendbewegung, dieser Jugendbewegung. Doch nicht vom Ende der Jugend, auch nicht dieser Jugend? Vielleicht die Formen, die Bewegungen vergehen, die Ideale relativieren sich, die Fahnen werden gesenkt und verlassen, was aber bleibt, ist der Geist, der Geist, der in der Jugend irgendwie lebendig ward. Der Geist der Jugend, unserer Jugend, der im Neuwerk eine so eigentümliche Verbindung mit dem Geist des Christentums gewann, eine Verbindung, von der leider auf der Pfingsttagung kein Wort gesagt ward, kein Wort, inwiefern sich Neuwerk eben von anderen, „alten“ christlichen Gemeinschaften unterscheidet.

Es mag sich die Verbindung jenes zweitausend Jahre alten Geistes christlicher Kirche und christlicher Frömmigkeit mit der so neuen Jugendbewegung bei den verschiedenen Menschen verschieden gestaltet haben, wie auch die Gründe, die die einzelnen aus Wandervogel, Freideutschtum, B. K. u. heraus und ins Neuwerk getrieben haben, die verschieden-

sten sein mögen. Für mich liegt die hauptsächlichliche Deckung zwischen Christentum und Jugendbewegung in dem Geist der Reinheit, einer von einem neuen Geist getriebenen Reinheit, die ich nicht begrifflich zu fassen vermöchte, deren Eindeutigkeit mir aber immer wieder klar wird, wenn ich den alten Geist der Großstadt und ihrer „Kultur“ in mir aufsteigen fühle, jenes Dämonische und Faszinierende, das alle Beziehung von Mensch zu Mensch und zumal von Mann und Frau vergiftet durch eine kokett lockende Kultur und Geselligkeit, durch hohle Ästhetik und die ständige Maskierung. Und weil wahre Reinheit nicht Askese ist — das in Unschuld aufgewachsene Landmädchen ist gewiß reiner als der sich geißelnde Mönch —, weil sie zugleich Naturreinheit ist (die heilige Elisabeth, Franz von Assisi), darum sehe ich in der Jugendbewegung ein Stück des alles neu und rein machenden Christusgeistes, und darum glaube ich allerdings, daß Neuwerk als christliche Jugendbewegung oder, besser gesagt, als Jugend in Christus eine ganz besondere, ihm eigentümliche Sendung hat.

Doch mag diese Formulierung der Verbindung von Jugendbewegung und christlichem Geist reichlich subjektiv sein. In der Frage aber und der doch wohl schließlich bei den meisten irgendwie gemeinsamen Antwort liegt meines Erachtens eine der Kernfragen der Neuwerk-Bewegung. Täuschten denn wirklich so alle Anzeichen, die in dem Wehen, das durch die Menschen um die Junge Saat ging — wenn auch nicht in ihren Worten —, etwas von dem Wehen des Pfingstgeistes sahen, eines Geistes, der heute vielleicht in ganz anderer Weise, in viel schlichterer, wortärmerer, gehaltenerer sich auswirken muß, in noch viel ernster zu prüfender Tat und viel bescheidenerer Form.

Für viele von uns ist es eine innere Notwendigkeit, eine Gemeinschaft zu besitzen, die von diesem Geist getrieben ist, die um ein neues Werk ringt, eine neue Form, um neues Wort, um neue Tat.

Was nun auch der Inhalt des Luns sein mag, das ein jeder aus der Neuwerk-Gemeinschaft schöpft — und vielleicht kann es heute nichts anderes sein als die schlichte Arbeit an der in der Welt dem einzelnen angewiesenen Stelle —, wenn sich nur immer wieder die lebenden, suchenden Herzen zusammenfinden zu stets neuer Suche und in stets neuer, jugendlicher Gemeinschaft, auf daß wir nie die beiden Worte unseres Namens vergessen: Neu Werk. Daß das Ringen darum durch eine religiöse Dialektik niedergetreten wird, das ist meine Besorgnis seit der Pfingsttagung und das der Grund, weshalb ich an Sie zu schreiben wage.

Mögen jene unsereinem vorwerfen, wir wollten vor dem großen Nein noch immer etwas retten, so muß ich ihnen freilich antworten, daß ich diese Verneinung gewiß auch erlebt habe und mich heute ehrlicherweise immer wieder unter sie stellen muß, daß ich es aber für vermessend halten würde, wollte ich aus meiner Unvollkommenheit und

Nichtigkeit die des Menschen kat' exochen ableiten, und daß ich daher sehr skeptisch bin gegen solche, die es tun, weil ich darin oft genug nur eine Flucht vor der persönlichen Verantwortung und Schuld für diese Nichtigkeit sehe.

Der Glaube an den Ewigkeits Sinn auch zeitlicher Dinge, an die Gott-erfülltheit auch menschlicher Seelen, an das Behen des Geistes auch in irdischen, sichtbaren Gemeinschaften, erst dieser Glaube stellt den Menschen vor jene schwere Verantwortung für sein und seiner Brüder Leben, eben wenn dieses nicht sinnvoll, nicht gotterfüllt, nicht geistdurchweht ist. Und stellt ihn hinein nach Buße und Gebrochen-, Zerbrochensein an seiner eigenen Schwäche, hinein immer wieder in die Lat, in das neue Werk.

Dort liegen nach meinem Gefühl die brennenden und uns belastenden Fragen, dort unsere Verantwortung, dort Gericht und Seligkeit. Nicht in dem unfruchtbaren Grübeln über die unüberbrückbare Kluft von Zeit und Ewigkeit, in der Frage nach Gott und Gottes Ehre und des Menschen allzumenschlicher Menschlichkeit.

Ich wünschte, das Neuwerk würde wieder weniger klar, aber jünger und stürmischer. Aber jedenfalls — wenn das vielleicht gewesen und nicht wiederholbar — es würde suchender und praktischer.

War Wallroth ein Begräbnis?

Von Normann Körber.

In seinem Aufsatz „Zum augenblicklichen Stand der Neuwertsache“ gibt Eberhard Arnold eine Übersicht über die bisherige Entwicklung unsrer Bewegung, wie er sie sieht, und ruft zur Aussprache auf. Ich habe diese Entwicklung von Anfang an miterlebt, darum will ich nicht länger schweigen, obwohl ich weiß, daß ich ungeschickt rede. Aber ich will versuchen, es so zu sagen, wie es mir gegeben ist. Dann werden wir uns schon verstehen. — Es ist gewiß richtig, wenn Eberhard schreibt, das Wallrother Treffen konnte und durfte nicht anders sein als das Jahr, aus dem es hervorgegangen ist. Und insofern ich dies Jahr für ein ganz entscheidendes in unserer Bewegung wie in der Jugendbewegung überhaupt halte, messe ich auch den Wallrother Tagen mit ihren eigentümlichen, mutwilligen, unausgetragenen Fragestellungen, ihrer fragmentarischen Uneinheitlichkeit und wohlthuenden Nüchternheit eine besondere Bedeutung bei. Eberhard Arnold sagt, die Schlüchterner Bewegung als Ganzes sei in Wallroth gestorben und beerdigt worden. Und er greift damit, wenn ich nicht irre, ein Wort, das Heinrich Schultheis gesprochen hat, auf. Worin bestand diese „Schlüchterner Bewegung“? Eberhard Arnold spricht von einer „leidenschaftlichen, fest zusammenhaftenden Protestbewegung und unnachgebigen Geistesrevolution.“ Er umschreibt sie im einzelnen als „Protest gegen Krieg und Kapitalis-

mus, gegen die sflavische Unterdrückung der meisten Menschen durch eine Minderzahl anderer Menschen", als "eine Einheitsfront gegen die Übergriffe bevorzugter Menschengruppen, gegen die Hartherzigkeit der Satten und Reichen", als "den Ruf der hingebenden Liebe Jesu im Einssein mit der Schuld und Not aller", als "die Solidarität mit dem Proletariat", "den ausgesprochenen Friedenswillen gegen Macht und Gewalt." Er meint nun, daß "die geschichtliche Erschlaffung der Revolutionsbewegung" ihre reaktionären Tendenzen auch in unserem Lager geltend gemacht hätte und richtet an diese Reaktionäre unter uns — womit ich ja nach der eigenartigen Rolle, die mir in Wallroth zufiel, selbst gemeint bin! — die Frage, ob unser Eingehen auf den Gewissensruf der Revolution vielleicht ebenso zeitgeschichtlich bedingt sei wie jetzt unsre — angebliche — Betonung des Bleibenden und Alten.

Nun, wenn uns die letzten Jahre eine ungeheuer wichtige Erkenntnis gebracht haben, so ist es die, daß das gesprochene Wort einer der Hauptgötzen ist, von dessen Bann wir loskommen mußten, daß Worte, Formulierungen, Bekenntnisse, Zeugnisse nichts sind als Schall und Rauch, wenn sie nicht der echte Ausdruck einer durch sie sprechenden Art, eines ganzen Seins und unmittelbar schöpferischer Lebenskräfte sind. Das Mißtrauen gegen das Wort, insoweit es das Geheimnis der Bewegung zu formulieren sucht, ist stets das Kennzeichen der ehrlichsten und lebendigsten Menschen in der Jugendbewegung gewesen, und was von denen, die Wirklichkeiten nicht ertragen können, als liebe-lose Härte oder unfruchtbarer Kritizismus gedeutet wurde, war oft tiefgläubiges Leben. — Die Gefahr wurde besonders groß für uns Neuwerker, die wir die Bewegung, von der wir uns erfaßt wissen, als von Christus kommend deuten, und viele von uns Jüngeren gingen scheinbar beiseite und schwiegen, als der schmerzliche Abstand zwischen dem, was wir waren und dem, wozu wir die Vollmacht zu zeugen uns anmaßten, uns ins Bewußtsein trat. — Es war kein Zufall, daß als Antwort auf Otto Herpels Worte am Pfingstsonntag zunächst die Frage auffsprang: Was sind wir denn eigentlich? Gibt es eine Art Neuwerksmensch, oder belügen wir uns hier mit Worten und Deutungen, die bei uns durch Herkommen und Erziehung, Umgebung und andere Einflüsse besonders vorbereitete Gehirnganglien vorfinden? Und ich habe den Eindruck, daß man sich der Bedeutung der gefundenen Antwort auf jene Frage: "Neuwerk ist dazu da, sich überflüssig zu machen, einzugehen und sich zu verbinden mit allen echten, in unserer Zeit gespürten Kräften" garnicht bewußt geworden ist. Denn sie ist m. E. — und das mit Fug und Grund! — die Verneinung jener von Eberhard behaupteten Schlüchterner Bewegung als einer "leidenschaftlichen, fest zusammenhaftenden Protestbewegung und unnachgebigen Geistesrevolution!" Und zwar eine Verneinung auch für die Vergangenheit! — Ich will versuchen, zu sagen, wie ich jene "Schlüchterner

Bewegung" erlebte. — Wir waren da etliche aus B. K., C. S. V., Gemeinschaftschristentum, dem Wandervogel und allerhand Sekten der Jugendbewegung herkommende junge Menschen. Christus war uns Führer geworden. Der Weltkrieg hatte den Meisten von uns erst die Augen geöffnet für die Gottverlassenheit unserer „christlichen“ Zeit. In der Bewegung des Proletariats und der Jugend sahen wir den Finger Gottes. Aber wir suchten inmitten der wilden Zeiten, die uns bald hier, bald dorthin warfen, die Menschen, die gleich uns in den gewaltigen Wehen der Welt das Nahen Christi fühlten und in Seinem Namen gegen die Finsternis in der Welt mit uns zusammen kämpfen wollten. Da rief Eberhard Arnold „die christliche Jugend“ nach dem Inselfberg. Die Zeit war gekommen, da wir uns fanden. Aber nicht als einheitliche, geschlossene Protestbewegung, sondern wir erkannten schon auf dem Inselfberg: So viele Menschen, so viele Gruppen und Überzeugungen! Aber eine Sehnsucht einte uns Alle: das Verlangen nach dem schlechtthin Anderen, dem Reineren, Erhabenen, das mit Donner und Blis kommen würde, dem neuen Himmel und der neuen Erde, dem wiederkommenden Christus. Wir lebten in der heißen, überschwänglichen Erwartung, der gegenüber uns alles andere so unsagbar vorläufig, gleichgültig erschien, einfach, weil wir so nicht weiterleben konnten wie bisher. Wir warteten des Einzugs in das Heiligtum. So erlebten wir das Pfingsten des Jahres 1920, ein glühender Traum, der doch mehr war als ein Rausch; denn das unerhörte Erleben dieser und der vergangenen Jahre hatte uns hellfichtiger und hellhöriger gemacht. Zu Zeiten erlebten wir es wohl so, als wären wir herausgebrochen aus Zeit und Raum, als lebten wir ganz und gar in dem „ewig grünen Nun“ der unvergänglichen Wirklichkeit hinter dem Zeitlichen. Die sichtbare Welt war manchem von uns fast unwichtig geworden, sie mußte ja an ihrer inneren Hohlheit zu Grunde gehen. Andere glaubten die Stunde gekommen, auf der Seite der Revolution die Welt dem Königreich Gottes erobern zu können. Und wieder Andere suchten in stiller Versenkung in die ewige Wahrheit, in der ausschließlichen Zwiesprache der Seele mit Gott, einen Fingerzeig für ihren Weg zu erhalten und flohen der Welt.

Aber waren wir nicht noch alle solche, die in der Vorbereitung des Lebens standen? Lernende, die den Weg zu sich selbst gingen? Waren wir nicht mehr Sinnende als Handelnde? Wo war denn da die „unnachgibige Geistesrevolution“ und die „fest zusammenhaltende Protestbewegung“? Etwa in dem Häuflein älterer Neuwerkleute, von denen fast zwei Drittel Theologen und unter diesen nicht zwei derselben Meinung waren? Man blättere doch nur einmal die ersten Jahrgänge des „Neuen Werkes“ in ihrer Buntscheckigkeit daraufhin noch einmal durch! Ja, freilich, eines war auch dem Häuflein älterer Neuwerkler gemeinsam: der Protest gegen die doppelte Moral im Einzel- wie im

Völkerleben des christlichen Europa und der Wille: Christus soll herrschen! Weg mit dem Militarismus, weg mit dem Mammonismus und Kapitalismus, dem Einzel- und Gruppen-Egoismus! — Aber über die Wege war man sehr verschiedener Ansicht, und nur wenige beschritten wirklich neue Wege. Bei den meisten blieb's bei der Diskussion und der Sehnsucht.

Von einer so chaotischen, viel mehr im Negativen als im Positiven einigen Bewegung so große Worte zu gebrauchen, wie Eberhard Arnold es tut, scheint mir jene allergefährlichste Selbsttäuschung zu sein, die auf dem Papier Bewegungen konstruiert oder auch aus der Phantasie erschafft, an die der Schreiber und die Angeredeten selbst glauben, indem sie die Wirklichkeit bewußt oder unbewußt verfälschen. So verfallen wir der schlimmsten Sünde gegen den Geist, der Unwahrhaftigkeit, und werden damit gestraft, daß wir aus falschen Voraussetzungen falsche Schlüsse ziehen. Auch dafür erscheint mir Eberhard Arnolds Aufsatz typisch. Ihm ist die Bewegung Selbstzweck geworden. Er braucht sie, um seinen fortgesetzten Hunger nach Unerhörtem, Neuartigem zu befriedigen. Er will etwas sehen. So kommt er zu dem unmöglichen Vergleich der Bewegung als solcher mit dem Keil, der in den das Leben versperrenden Klotz getrieben worden und nun zersplittert sei. War denn die Neuwelkbewegung in diesem ihrem erst chaotischen Stadium eine Geistesrevolution, die irgendwo Bresche in die bestehenden Verhältnisse gelegt hätte? Konnte sie denn das bei ihrer Zusammensetzung? Jener Vergleich ist doch nichts weiter als ein literarischer Luftsprung und noch dazu ein sehr schlechter! Und es heißt geradezu die Dinge auf den Kopf stellen, wenn man in einem Augenblick, wo — Gottlob — die Klärung der Geister so weit fortgeschritten ist, daß man in stiller, gesammelter Kraft an die wirkliche Arbeit geht, die Aufgaben jedes Einzelnen mitten in dieser Welt zu begreifen beginnt und anzupacken anfängt — ein Vorgang, der natürlich, wie jede wahrhafte hingebende Arbeit in dieser aus Kleinem sich erbauenden Welt sehr wenig theatralisch und bewegt aussieht! — von einem „Begräbnis der Schlüchternen Bewegung“ und einer „geschichtlichen Erschlaffung der Revolution“, einer Betonung des Bleibenden und Alten um des Alter willen spricht.

Nein, wir freuen uns gerade aus unserem revolutionären Herzen heraus über die herrliche Nüchternheit, zu der wir hindurchzudringen beginnen, und welche die Voraussetzung für jene heilige Sachlichkeit ist, mit der einst Jesus die lebendige Welt umfaßte, und aus der alle großen gotterfüllten Menschen ihre Werke schufen. Die geschichtliche Revolution in Permanenz erklären, heißt tote Dogmatik an Stelle des Lebens predigen; denn jede Revolution muß zum Neubau oder Umbau und damit zu ihrer Überwindung führen. An sie kann Eberhard Arnold auch schwerlich mit seinem Wort von der Erschlaffung gedacht haben.

Die ewige Revolution von Gott her aber, die stete „Krise der Kultur“ durch Christus, spielt sich auf ganz anderer Ebene ab und wird, wie ich glaube, von denen am allerstärksten erlebt, die gerade durch sie — eine der geheimnisvollen Paradoxien jeder Wahrheit — getrieben werden, im Stoffe Gott zu wirken, die Dinge dieser Welt anzupacken, um sie Gott zu gewinnen. Die Flamme verlangt Nahrung, der in der Wolke angesammelte Regen will sich ergießen, und der Geist Gottes sehnt sich nach der Durchdringung der Materie, wie diese sich nach ihrer Erlösung durch ihn sehnt.

Heut aber stehen wir Neuwerkler an dem Punkte, wo es uns treibt zu beginnen. Gesammelte Kraft will nicht in leuchtendem Feuerwerk, sondern in stiller, umschaffender Glut sich verzehren. Jetzt erst soll der Keil, den Arnold bereits zersplittern sah, in den Stamm getrieben werden. Freudig, mutig, dankbar, demütig gehen wir an die Arbeit und denken nicht daran, das literarische Versteckspiel mitzumachen, uns durch neuwerkpapistisches Dekret für begraben erklären zu lassen, wo wir uns wie nie zuvor unter dem Gesetz des Lebens stehend fühlen. Wir wollen nicht für etwas ausgegeben werden, was wir nie waren, auch in der Vergangenheit nicht. Es gab keine besondere Neuwerkler-Art, keine Neuwerk-Bewegung, die mehr war als das unter einem geschichtlich gewordenen Namen geschichtlich bedingte Zusammenschlagen wildwogender Wasserbäche zu einem Flusse neben vielen anderen Flüssen, zu einem Flusse, der erst noch zum schiffbaren Strome werden soll. Es ist eine geschichtliche Zufälligkeit, daß sich viele von uns unter der Fahne des Neuen Werkes fanden, während wir uns tief wesensverwandte Menschen auch in anderen Gruppen und Fähnlein der Jugendbewegung wissen. Wir sind's ja noch nicht, sondern wir werden's erst, und nicht die werden das gelobte Land betreten, die „Herr, Herr“ rufen, sondern die, deren ganzes Leben der treueste Dienst am Lebendigen geworden ist und die am brünstigsten diese Welt durchdringen, nachdem sie ihnen von Gott her neu sich gab. Männer, nicht Literaten, Ritter, nicht Psychopathen, lebendige Menschen, nicht Ideologen; stille, schaffende, starkmütige Menschen werden zum Dienst berufen sein.

Darum wachet, stehet im Glauben, seid männlich und seid stark!

Romantik oder — ?

Von Heinrich Schultheis.

Wenn ich sagte, die Neuwerk-Bewegung sei in Wallroth beerdigt worden, so geschah dies vor allem unter dem starken Eindruck der Worte, die Normann Körber dort gesprochen hatte, und die nur bei wenigen, wie es schien, auf Widerspruch stießen. Für mich war die Neuwerk-Bewegung eine Gemeinschaft von Menschen, die gemeinsam um die letzte Frage, die Gottesfrage, rangen, die in Warten und Eilen offen sein wollten für

das Wehen des Geistes. Die Worte Normann Körbers und der Brief, den wir auf seinen Wunsch veröffentlichten, scheinen mir zu zeigen, daß man das gemeinsame Ringen um die Frage aller Fragen aufgegeben hat. Man scheint schon wieder etwas zu haben und sich mit diesem Haben zufrieden zu geben. Es scheint mir aber, als ob das, was man hat, nichts anderes sei als ein neuer romantischer Punkt in der Fläche. Ließ man früher sein Innenleben in Volkstänzen und Gesang oder Enthusiasmus ausströmen, so geht man nun im Kreise weiter und hat die herrliche Nüchternheit, das Mann-Sein, das Ritter-Sein, das lebendiger-Mensch-Sein, kurz, eine neue Romantik an Stelle der alten. Sollte dies nun schließlich der neue Neuwerk-Typus sein? — denn auf einen Typus scheint es ja nun doch hinauszukommen. Dann hat aber das neue Neuwerk die Urfrage aufgegeben, sich diesseitig orientiert und ist damit tot. Ich will hoffen, und es ist mein fester Glaube, daß Normanns Ausführungen doch nur auch ein literarischer Luftsprung gewesen sind, daß aber in Wirklichkeit in ihm wie im neuen Neuwerk das Ringen um die Urfrage noch genau so lebendig sein wird wie früher.

Worum handelt es sich denn, wenn es sich überhaupt um etwas handeln soll? Der Mensch geht ins Leben hinein erfüllt von einem unendlichen Drang, zurückzukehren zu dem Ursprung, aus dem er stammt. Er sucht seiner habhaft zu werden in den Dingen. Aber so sehr er auch mit leidenschaftlicher Glut die Dinge an sich pressen mag, die Kräfte des Ursprungs erschließen sich ihm nicht. Die bunten Blumen des Lebens, so wie es ist und so wie es läuft, mögen ihn wohl eine Zeit lang berauschen; Erfüllung wird ihm nicht.

Vielleicht daß in einer Wendung zu sich selber die Verbindung mit dem Ursprung und die strömende Kraft zu finden sei? Der Mensch mag seine Seele, seine Psyche erforschen und ergründen, sie zur höchsten Blüte bringen wie etwa in der Anthroposophie oder in einem Teil der Mystik; Erfüllung wird ihm nicht.

Vielleicht daß das wirkliche Leben (zoe) im Leben, daß Gott sich gäbe auf dem Wege des Denkens, in der Wissenschaft? Er durchforscht die Höhen und Tiefen, die Weiten und Breiten; Erfüllung wird ihm nicht.

Wie, wenn er es versuchte, Gottes habhaft zu werden in der Kunst oder in der Religion? Aber auch hier wird die Grenze erreicht, wo der gähnende Abgrund des Nichts sich auftut. Erfüllung blüht nicht auf diesem Wege.

Die Qual wird größer, das Verlangen stürmischer: Gott muß sich geben, er muß sich finden lassen. Eros winkt und bietet seine Bezauherungen dem Suchenden an. Aber rasch ist der Traum verflogen; Erfüllung wird nicht.

Laßt uns die Gesetze der Moral erfüllen! Laßt uns Taten tun! Die große Pedantin Moral nimmt uns an der Hand und führt uns durch

die dürren Gefilde der Verkrampfungen und des Rauschgiftes großer Laten oder schlichter Arbeit. Aber die Verkrampfung zerbricht uns, das romantische Gift der Lat erweist sich als Gift. Erfüllung wird nicht.

Immer enger wird der Weg, immer weniger gibt es ein Ausweichen, immer namenloser wird die Qual. Hart an den Abgrund herangedrängt, sucht der Mensch noch einmal, ihn zu umgehen, noch einmal eine Wendung zu sich selber, noch einmal einen Sprung ins Leben hinein, noch einen Ikarusflug — ein letzter Absturz. Erfüllung wird nicht.

Die enge Pforte tut sich auf, wo man gar kein Gepäck mit hindurchnehmen kann, selbst nicht die Sehnsucht nach Gott. Alles ist eitel, alles ist ganz eitel. Das ist der Todeshauch, der den lebensdurstigen Menschen umweht. Die Stunde des Sterbens ist da; die Fläche ist durchwandert, der Kreis ist geschlossen. Unendlich bereichert an Denk-, Seelen- und Willensvermögen steht der Mensch vor dem gähnenden Abgrund des Nichts. Hinunter! Du bist Erde und sollst zur Erde werden. In diesem Todesgrauen, in diesem fürchterlichen Nichts, wo alles zu Ende ist und kein Neu-Anfang vom Menschen mehr möglich, in diesem Sterben springt das wirkliche Leben auf, zündet der schöpferische Lichtfunke des Ursprungs in die Nacht des Todes. Gott hat gesiegt. Der Mensch ist bezwungen, Christus hat ihn überwunden.

Hinter dem Menschen, jenseits des Bewußten oder des Unbewußten, ist der Kampf entschieden worden. Gott ist nicht fern, Gott ist nahe. Er hat uns. Das ist die neue Erkenntnis, mit der der Mensch nun wieder ins Leben, so wie es ist und so wie es geht, in aller menschlichen Unvollkommenheit und Fragwürdigkeit, aber mit einem Wissen um Tod und um Leben hineingeht. Das Ja von Gott her in Christus zum Menschen und zur Welt ist gehört. Aber, nicht wahr, es ist ein göttliches Ja, ein Ja, das gesprochen wurde in Christus, und das nur durch Christus jetzt wieder gehört wurde.

Die wirkliche Kirche, der geheimnisvolle Leib Christi, dessen Haupt er ist, die unsichtbare Gemeinde wirkt als Salz und Licht. Sie hat das göttliche Ja gehört und hat den Auftrag, Kreuz und Auferstehung, Christus den Herrn, den gegenwärtigen und zukünftigen, zu verkünden. Sie hat in Gehorsam Gott gegenüber zu wirken und zu schaffen in aller menschlichen Fragwürdigkeit und Unvollkommenheit, sie hat ein Hinweis zu sein, aber, nicht wahr, nur ein Hinweis auf die wirkliche Liebe, die wirkliche Gerechtigkeit, die wirkliche Reinheit, die wirkliche Vollkommenheit, auf Christus. Sie ist nicht Christus, sondern sie weist nur hin und zeugt, daß Christus das Licht sei.

Überall findet sie nun das Licht, überall noch ein Fünkchen des Ewigen inmitten aller menschlichen Verkommenheit. Aus dem Nein ist ein Ja geworden und aus dem Ja ein Nein.

Was sollen wir tun? Wir brauchen nun nicht mehr diese Frage zu stellen. Und wenn wir jetzt nach dem Tun fragen, so kann es sich nur

um praktische Wege handeln, wie wir die Arbeit in Gehorsam gegen Gott aber in menschlicher Unvollkommenheit, welche jedoch kein faules Ruhelassen bedeutet, tun wollen. Als letztes bleibt doch nur als Gericht und Gnade, als Kreuz und Auferstehung, ein ständiges Ende und ein ständiger Neuanfang zugleich: Ich lebe und ihr sollt auch leben.

L^F 4 22/3

Das Zeugnis.

Von Eberhard Arnold.

Es ist jetzt viel gegen das Wort gesagt worden. Allzu viele erheben Widerspruch oder wenden sich ab, wenn Menschen Gott und seine Wahrheit bezeugen. Die Zeit des Predigens soll vorüber sein. Die Wortverkündigung habe sich überlebt oder unmöglich gemacht. Die Zeugen seien nicht so wie ihr Zeugnis es fordere. Sie lebten nicht, was sie lehrten. Deshalb sollten sie schweigen und warten oder anders werden, anstatt zu sprechen.

Soweit es sich um Lehren und Ideen und Ideale handelt, wäre das alles verständlich. Nur sollte man sich klar sein, daß auch dort die Forderung, wie es sein sollte, ausgesprochen werden muß, ohne daß Rücksicht genommen werden darf, ob das Aussprechen des Soll den Sprecher selbst oder andere Menschen bloßstellt.

Ganz anders aber steht es, wenn es in der Verkündigung nicht um menschliche Gedanken und menschliche Ziele geht. Christus muß verkündigt werden und wird verkündigt werden. Ob es Pastoren und Prediger, Heilsarmee oder Revolutionäre, Bücher oder Steine tun, — wenn nur Er verkündigt wird! Mehr als jemals tut es heute not, daß Jesus als der Gekreuzigte, als der von den Toten auferstandene Christus, als der wiederkommende Bringer des Gottes-Reiches bezeugt wird.

Nichts darf uns zu der Entmutigung versuchen, als wenn uns dieser Mund des Zeugnisses verschlossen werden sollte. Im Gegenteil: Je mehr die Menschen sich von Menschen abwenden, je zweifelhafter menschliche Bewegungen und Arbeiten erscheinen, umso mehr muß der Eine gepredigt werden, der immer derselbe geblieben ist und bleiben wird. Freilich: der Gegensatz wird klaffend offenbar: Dieses Wort-zeugnis wendet sich zuerst an den, den es bedrängt. Es stößt ihn hinein in das Bagnis Jesu. Immer aufs neue muß er den Sprung tun in das Bekenntnis des eigenen Nichts, in das Leben Jesu, in die Nachfolge Christi, in das Kreuz dieses Leidens hinein. Als Spurgeon unmittelbar vor einer Predigt versucht wurde, er müsse schweigen, weil er nicht recht bekehrt sei, öffnete er sich selbst dem Wort, das er verkündigen sollte: „Und wenn ich noch niemals Dir offen war, so will ich es jetzt sein.“ Diese Bereitschaft für das Wort bedeutet das Bereit-sein, den Willen dessen zu tun, um dessen Wort es geht; — immer neu und immer entschlossener seiner Stimme zu fol-

gen. Wenn Christus verkündigt wird, ist Er selbst da. Wir dürfen und müssen Ihn aufnehmen und Seinem Geist vertrauen, daß Er da ist, daß Er uns ruft und leitet: „Christus in euch — die Hoffnung der Herrlichkeit!“

Mag nun die große Revolutions- und Jugendbewegung und mit ihr auch die kleine Neuwerkfrage ein Keil von Gott gewesen sein oder nicht — ich bekenne mich heute wie damals zu meinem Aufsatz „Der augenblickliche Stand der Neuwerk-Sache“, Nr. 3 der Zeitschrift und empfinde Normann Körbers Einwände als unzutreffend: — das braucht uns nicht aufzuhalten:

Sicher ist, daß Gott seine Keile wieder und wieder in die Bollwerke der feindlichen Hemmnisse hineintreibt. Es ist gewiß, daß allein Er selbst dies kann und tut. Nur Er, der Lebendige greift den Tod an. Jeder Hauch seines Wortes, jedes Zeugnis seines Namens, jedes Aussprechen seiner Wahrheit wie jedes noch so gleichgültige Tun seiner Liebe, jeder Protest seines Geistes gegen die Ungerechtigkeit und verflavende Menschen-Gewalt — sein Zeugnis erschüttert die Festung des Feindes. Wenn es nur Sein Wort und Sein Name, Sein Geist und Seine Wahrheit, wenn es nur Er ist: Christus!

Mag nun die Entwicklung gehen, wie sie will, über eines freuen wir uns, daß Christus verkündigt wird — auf eine noch so verschiedene Art! — Neu-Werk will dieses Eine, Einzige im Mittelpunkt haben. Deshalb wird sein Zeugnis nicht vergeblich bleiben. Ein jeder, der von diesem Zeugnis betroffen ist, muß sagen: Auch ich will dabei sein, wo mein Dienst an diesem Zeugnis gebraucht werden kann. Mögen wir Sannerzer, Geluhäusener, Habertshöfer, Schlächterner usw. usw. noch so verschieden sein; mag die einzelne Punkt-Wirkung noch so geringfügig oder fragwürdig sein; wir sind doch von demselben Zeugnis ergriffen und gehören doch alle hier wie dort zu der Neuwerk-Sache, die sich immer wieder als größere Gemeinsamkeit erweisen wird. Und wenn z. B. wir Sannerzer in diesem selben Zeugnis etwas zu sagen haben, was nicht mehr in das Neu-Werk hineinpassen sollte, so werden wir das in unseren Sannerz-Briefen, oder in anderen Veröffentlichungen unseres Sannerzer Gemeinschafts-Verlages tun. Denn für unseren Weg, wie er uns als selbstverständlicher Zeugnisauftrag von Anfang immer gewiß ist, hat sich für uns, die wir in Sannerz bleiben, nichts geändert. Es ist oft gesagt worden, wie es gemeint ist. Es sei noch einmal ausgesprochen: Es geht um die eine Verkündigung Christi, die Er Seiner ganzen Gemeinde aufgetragen hat. Ein jeder Mensch und ein jeder Kreis muß es so sagen und so leben, wie es ihm klar ist — und das ohne Vorbehalt — als Glaube. Mensch zu Mensch und Kreis zu Kreis muß das Vertrauen geschenkt werden, daß Gott zu jedem spricht, daß Christus jeden drängt, daß wir aus der Wahrheit sind und Seine Stimme hören. Dann erstehet immer neu jene Gemeinschaft untereinander, die uns zu Brüdern macht, wie

es uns der erste Johannes-Brief sagt. Wir verstehen einander in dem Geist, der uns treibt. Wir sehen in einander das verborgene Licht, das wir selbst nicht angezündet haben. Wir glauben an den Samen Gottes, der in einem jeden das neue Leben wirken muß. So freuen wir uns und hoffen für einander, daß dieser wie jener, das eine wie das andere Werk unter all den unendlich kleinen Punkten als Wirkung Gottes Sein Leben bezeugt.

Wenn das Zeugnis so die Gewissen erwärmt und entfacht, werden wir Brüder des gegenseitigen Dienstes, — auch der gegenseitigen Hilfe von Gewissen zu Gewissen. Jedes echte Wahrheits-Zeugnis wird so zum Wurfbeil, in das Gewissen dessen zurückgeschleudert, der es hinausgegeben hat. Die wahre Verkündigung trifft niemanden stärker als den Verkündiger. Christus kann nicht anders als ganz und unbedingt bezeugt werden. Wer Seine Verkündigung wagt, verurteilt stets aufs neue sein eignes Leben und Tun. Aber wer Ihn als Herrn, als Herrn des Lebens bezeugt, darf und muß jeden Augenblick neu beginnen, Sein Leben zu leben — in dem Glauben, der Tapferkeit ist — und zwar dann am gewissensten, wenn bei ihm selbst nichts als Schwachheit und Anmöglichkeit zu sehen ist.

Ein Gruß an die Genossen des Neuwerk- Verlages und an die Mitarbeiter und Leser unserer Zeitschrift.

EA 22/6

Zwei einhalb Jahre sind es geworden, in denen wir in der Neuwerk-Verlags-Genossenschaft und der Zeitschrift „Das neue Werk“ arbeiten durften. Es war dies eine Zeit so reich an stärksten Eindrücken und Erlebnissen, daß sie uns oft beinahe erdrückt haben, und daß wir noch nicht übersehen können, was wir alles aus dieser Zeit in den neuen Lebensabschnitt hinüber nehmen. Wir sind für alles von Herzen dankbar, was uns die Begegnung und das Zusammenarbeiten mit Euch gebracht hat. Es wird immer wieder Gelegenheit geben, sich in dem zusammenfinden, was die Genossenschaft des Verlages und die Kreise des neuen Werkes vereinigt hat.

Die den Neuwerk-Verlag bisher tragende Genossenschaft löst sich auf. Die Schwierigkeiten innerer und äußerer Art waren zu groß, der innere und äußere Zusammenhang der Genossen demgegenüber zu schwach, als daß die stets steigenden Anforderungen so hätten bewältigt werden können. Durch die Führung, daß die Liquidation der Genossenschaft gerade jetzt erfolgte, können wir darauf rechnen, daß die Genossen für jeden Anteil von je fünfhundert Mark, den sie seinerzeit eingezahlt haben, jetzt zum Abschluß fünfhundert Mark zurückerhalten, nachdem die übrigen Verpflichtungen erfüllt worden sind.

Es ist uns allen, die wir miteinander gearbeitet haben, als das Wichtigste erschienen, daß die Arbeitsgruppe Habertshof-Schlüchtern den Namen Neuwerk-Verlag, die Zeitschrift „Neuwerk“ und einen Teil unserer Bücher, nämlich Georg Flemmings „Dorfgedanken“ und die von Eberhard Arnold und Normann Körber herausgegebene „Junge Saat“ übernimmt. Wir, die wir nicht zu dieser Gruppe Habertshof-Schlüchtern gehören, werden selbstverständlich bei ihrer Arbeit mithelfen und dabei sein, so oft und so weit es in der sich dort neu bildenden Arbeit willkommen ist. Wir, die wir in Sannerz bleiben, bilden als Neuwerk-Gemeinschaft Sonnherz in Sannerz einen örtlichen Neuwerk-Kreis neben allen den anderen Neuwerk-Kreisen hin und her im Lande. Unser Haus und Hof soll an seinem kleinen Teil nach wie vor, soweit Kraft und Raum da ist, denen offen stehen, die so wie wir selbst auf dem Wege sind und von Gott und Christus die Erfüllung erwarten — am liebsten für größere und kleinere Kinder. Es ist uns in Sannerz immer ernster geworden, daß es in Leben und Arbeit immer deutlicher hervortreten muß: es ist nur Christus und sein kommendes Reich, woran wir glauben. Nur diese Reichserwartung drängt uns immer aufs neue und immer extremer auf den Weg, den wir in diesen Blättern immer wieder bekannt haben, immer so offen und klar bezeichnet haben, wie es uns möglich war. Sannerz wird nun für diese Aufgabe als „Sannerz-Verlag bei Eberhard Arnold“ auch weiterhin Bücher und Schriften herstellen und herausgeben, abgesehen von den aus dem Neuwerk-Verlag übernommenen Beständen und Verpflichtungen. Unsere Sannerzbriefe werden frei nach Bedürfnis erscheinen und der Aussprache über das praktische Leben dienen, wie es sich aus dem Christustode und seinem Gericht über unser tägliches Leben und Treiben — und aus dem Christusleben und seinem immer erneuten Drängen in die Verwirklichung der Bergrede und des Zukunftsreiches ergibt. Wir hoffen, in kleineren besonderen Blättern und in einzelnen größeren Büchern sowie in Vorträgen und in sonstigem mündlichen Zeugnis in engster Berührung mit Euch diese Botschaft des lebendigen Christus immer erneut bringen zu dürfen. Wir können es nicht lassen, immer wieder dieses Eine so einseitig, so extrem, so radikal, wie es uns geschenkt wird, zu glauben und zu wagen. Christus lebt für uns, für Euch, für alle!

Eberhard Arnold, Else von Hollander.

Den Mitarbeitern und Lesern

des Neuen Werkes einen herzlichen Abschiedsgruß! Ich trete in die Schriftleitung des Christlichen Volksblattes der evangelischen Sozialisten Süddeutschlands ein, das in nächster Zeit eine starke Erweiterung über Süddeutschland hinaus erfahren soll. Wir werden in Gelnhausen wohnen, wo unsre kleine Lebensgemeinschaft von Ostern ab eine größere Arbeit an Waisenkinderen und suchenden Menschen zu finden hofft.

Heinrich Schultheis.

Verantwortlicher Schriftleiter: Heinrich Schultheis, Sannerz, Neuwerkgemeinschaft.
 Druck von H. Steinfeld Söhne, Schlüchtern.

Die Bücher des Jahres!

K. Barth: Der Römerbrief	geh.	Mk. 300.—
" " : Christ in der Gesellschaft	gebdd.	" 400.—
Barth-Thurneysen: Zur inneren Lage des Christentums	" "	" 39.60
Christentum und soziale Frage:	" "	" 28.80
1. G. Merz: Religiöse Ansätze im modernen Sozialismus	" "	" 26.40
2. Fr. Mittelmeier: Zur innersten Politik	" "	" 26.40
3. Fr. Heiler: Jesus und der Sozialismus (Verlag vergr.)	" "	" 26.40
4. G. Eichur: Kommunismus in der Kirchengeschichte	" "	" 26.40
5. H. Hartmann: Die Stimme des Volkes	" "	" 26.40
6. Geyer-Pauli: Christl. u. Widerchr. im modernen Sozialismus	" "	" 26.40
7. W. Koch: Die Stellung des Quäkertums in der sozialen Frage	" "	" 26.40
Fr. Ebbinghaus: Die heiligen Handlungen (Taufe, Trauung, Einsegnung und Abendmahl)	" "	" 28.80
H. Hartmann: Christ und Antichrist	" "	" 36.—
" " : Jesus, das Dämonische und die Ethik	kart.	" 56.—
" " : " " " " " " "	gebdd.	" 64.—
" " : Kulturwende	" "	" 32.—
Fr. Heiler: Katholischer und evangelischer Gottesdienst	" "	" 37.20
W. Jansen: Der Heiland, Worte des Reinen. Geschrieben und in Halbleinen gebd.	" "	" 235.—
" " : Gottes deutscher Garten. Alte geistliche Lieder, geschrieben und in Halbleinen gebd.	" "	" 235.—
G. Landauer: Aufruf zum Sozialismus	" "	" 72.—
R. Liebe: Die Neugeburt des Christentums	" "	" 42.—
Fr. Mittelmeier: Latchristentum	" "	" 52.80
" " : Jesus. Ein Bild in 4 Vorträgen	" "	" 52.80
E. Stange: Übermorgen. Beiträge zu dem Problem Jugend	" "	" —.—
W. Stählin: Jesus und die Jugend	" "	" 36.—
Fr. Siegmund-Schulze: Die deutsche Jugend und der Sozialismus	" "	" 18.—
" " : Sozialismus und Christentum	" "	" 14.40
" " : Ver sacrum	geh.	" 60.—
" " : " " "	gebdd.	" 90.—
Ed. Thurneysen: Dostojewski	" "	" 52.80
Voigtländer Verlag: Geistlich Lied. Dünndruckpapier. Halbl.	" "	" 84.—
W. Wibbeling: Luthers Vorreden zum N. Testament von 1522	" "	" 18.—
G. Wynecen: Der Europäische Geist (Luther, Bhagevad-Gita, religiöser Dilettantismus u. a.)	" "	" 108.—
" " : Eros	" "	" 54.—

Auch die oben nicht aufgeführten Schriften ähnlichen Inhalts sind fast vollständig in meinem Lager vertreten, insbesondere die Werke des Neuwert-Verlages, Chr. Kaiser, E. G. Beck, Furche-Verlag u. a. Fehlendes wird schnellstens besorgt.

Bei Bestellungen von Mk. 200.— an portofrei.

Verband gegen Voreinsendung oder gegen Rechnung. Preise freibleibend.

Buchvertrieb Otto Wülking, Düsseldorf, Marschallstr. 1.

Postcheckkonto: Köln 109506.

Soeben ist erschienen:

TOTENTANZ

EIN ALT IMMER WIEDERKEHREND SPIEL
NEU BEARBEITET VON FRITZ SCHLOSS

Wenn bis zum 1. Nov. direkt beim Verlag bestellt für 30.— Mk.
Später tritt als Verkaufspreis Handzoll und Teuerungsziffer in Kraft.
Handzoll 50.— Teuerungsziffer z. Zt. 80

Das Spiel wird vor allen den Kreisen, die sich um das Neue Werk scharen etwas sein. Es wird anlässlich der Mannheimer Jugendwoche erstmals in einer Mannheimer Kirche aufgeführt. Weitere Aufführungen stehen bevor.

DEUTSCHE DICHTER-GEDÄCHTNIS-STIFTUNG
HAMBURG-GROSSBORSTEL.

Neuerscheinung des Neuwerk-Verlages

Leo Tolstoi

Von Emil Blum.

Inhalt: Jugendzeit. Tolstoi als Künstler. Die entscheidende Wendung zum Religiösen. Tolstois Gottesverständnis. Kritik unsrer Kultur. Tolstois spätere Dichtungen. Die Tragödie Tolstois.

Gebunden 210.— Mark, broschiert 150.— Mark.

In unseren Verlag übergegangen:

Junge Saat, Lebensbuch einer Jugendbewegung.

Georg Flemmig, Dorfgedanken
gebunden je 75.— Mk., broschiert je 60.— Mk.

Hannchen König, 6 Scheerenschnitte in Mappe
15.— Mark.

Neuwerk-Verlag Schlüchtern / Habertshof.

Verantwortlich für den Anzeigenteil: Elie von Hollander, Sannex bei Schlüchtern.
Druck von G. Steinfeld Söhne, Schlüchtern.

